

# THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

## Gedanken über lebendiges Priesterwirken

Von Prof. Dr. Leopold Prohaska S. M., Linz

### I. Der Priester als Mann

Bei Lebendigem bewegt sich etwas. Es ist Wachsen und Vergehen bei den Pflanzen, bei den Tieren und bei den Menschen. Und erst recht welche Bewegtheit in Gott bei dem beständigen Hervorgehen des Sohnes aus dem Vater und des Heiligen Geistes aus Vater und Sohn! Auch in der Seele des begnadeten Menschen begibt sich dieses Wunder der göttlichen Hervorgänge immer wieder neu. Leben ist also Bewegung. Die Bewegtheit des Lebens ist aber nicht Unruhe.

Wenn wir jetzt Gedanken über lebendiges Priesterwirken anstellen wollen, muß etwas in Bewegung kommen: Sei es ein Gespräch unter Mitbrüdern darüber, sei es eine Ergriffenheit des eigenen Herzens, ein Änderungsvorgang im tiefsten Inneren. Und dieses wäre wahrhaftig das Kostbarste! Es geht also darum, die Worte, die zu lesen sein werden, vom toten Buchstaben weg auf sich zukommen zu lassen, von ihnen betroffen zu werden. Das wäre aber erst ein leises Anfangen des lebendigen Werdens in uns. Dem Herrn des Lebens aber genügt die Bereitschaft unserer Herzen, um dem gestreuten Samen Gedeihen zu verleihen. Nicht der ist etwas, der sät oder begießt, sondern der das Gedeihen gibt.

Damit der Gedankengang in Fluß komme, sei zunächst These und Antithese gegenübergestellt, um dann zur Synthese vorzuschreiten. Die These lautet: der Priester ist Mann. Dabei ist auf die psychologische Grundlage unseres Priestertums Bedacht genommen. Die Antithese lautet: der Mann ist Priester. Die psychologisch gezeichnete Wesensart des Mannes hat Gott erwählt zur Bewirkung eines übernatürlichen Versöhnungswerkes. Aus These und Antithese wird sich als Synthese ergeben: ein lebendiges Priesterwirken. Die Kraft der Natur und der Übernatur kommen zu gottgewirkter Fruchtbarkeit; denn „der uns schuf ohne uns, will uns ja nicht erlösen ohne uns“, wie Augustinus lehrt. Gratia supponit naturam. Weil auch für das Priestertum Gott die natur-



gegebenen Anlagen zur Grundlage seines Gnadenwirkens macht, gilt unsere erste Erwägung, die Wesenszüge des Mannes zu erkennen. Dann mag uns das überwältigende Geschehen der Begnadung zum Priestertum erst so recht aufleuchten.

### *Wesenszeichnung des Mannes*

Wenn wir einer großen Menschheitsfrage nachgehen, suchen wir gerne eine Antwort in den Weisheitsbüchern der Menschheit. Wir fragen die großen Denker. Wir gehen in die Schule der anerkannten Geister. Wir bauen eine innere Welt von Meinungen und Anschauungen, der wir uns verpflichtet fühlen. Wie froh sind wir, auf dunkle Rätsel eine lichtvolle Antwort gefunden zu haben! Wie weitet sich unser Herz, wenn die gewonnene Überzeugung nicht nur persönlichstes Eigentum, sondern froher Besitz einer weltweiten Gemeinschaft ist. So geht es uns auch bei der Frage nach der Wesenszeichnung des Mannes. Es gibt gegenwärtig nicht so viele Bücher, die über den Mann geschrieben sind, wie über die Frau. Und finden wir darin immer die richtige Wesenszeichnung? Viele Denker mühten sich um die Frage über Mann und Frau und ihre Begegnung. Sind sie immer bis in die tiefsten Gründe hinabgestiegen? Große Geister kündeten oft laut Gesetze der Menschheitsordnung. Sie fanden willige Gefolgschaft bei denen, die sich mit ihnen geistig verbunden fühlten. Haben sie jedoch immer die richtigen Wege von Mann und Frau zueinander und für ihre Lebensgemeinschaft miteinander gewiesen?

Es gibt kein Buch, das treuer verbürgt unumstößliche Weisheit enthielte als das Buch der Bücher, die *Heilige Schrift*. Kein Buch erzählt auch so viel vom Mann, wie das Buch Gottes. Kein Geist hat umfassender und deutlicher die Menschheitsordnung im Gefüge von Mann und Frau zueinander gekündet als der Heilige Geist in den Worten der Schrift. Niemand kann eines solch geistigen Besitzes froher werden als der Leser der Schrift, geführt vom kirchlichen Lehramt. Um dieses Buch baut sich eine Gemeinschaft des gleichen Denkens, die keine ihresgleichen hat. Sie kommt aus längst vergangenen Jahrhunderten und dauert bis in die fernste Zukunft, bis sie eingehen darf in die ewige Schau göttlicher Weisheit.

Was kündet uns die Schrift vom Wesen des Mannes? Der Mann geht unmittelbar aus der Hand Gottes hervor. Sein Leib ist von der Erde genommen, von unten. Seine Seele, der Odem des Lebens, ist von Gott eingehaucht. Das Beste in ihm stammt also von oben. Kündet sich nicht schon ein leiser Gegensatz in dieser Zusammensetzung an, der Gegensatz von Leib und Geist? In diesem unmittelbaren Ursprung des Mannes drückt sich der erste Wesenszug des Männlichen aus: das *Kindsein*. Gott Vater





bestimmte aber sein Kind zu väterlicher Fruchtbarkeit. „Wachset und mehret euch.“ In diesem Schöpfungsauftrag kennzeichnet sich der zweite Wesenszug des Männlichen: das *Vatersein*. Deutet sich nicht auch in den beiden Wesenszügen des Mannes, *puer et pater*, ein neuer Gegensatz an? Der Mann ist zugleich untergeordnet Gott gegenüber und übergeordnet als Oberhaupt der Familie. In ihm ist also Unterordnung unter die höhere Autorität und zugleich Überordnung den ihm Unterstellten gegenüber.

Für den paradiesischen Menschen haben wir keinen Grund zu befürchten, daß der Gegensatz auseinanderfalle. Er darf in dem festen Zusammenhalt von Leib und Seele, von Kindsein und Vatersein in treuer Ebenbildlichkeit Gottes göttlichste Eigenheit darstellen, den Ineinsfall der Gegensätze, *coincidentia oppositorum* (Nikolaus von Kues). Aus Gottes lauterster Bewegtheit (*actus purus*) und ewiger Ruhe ging die Schöpfung hervor, wie aus seiner Gerechtigkeit und seinem Erbarmen die Erlösung. So steht der Mensch einigend zwischen dem unsichtbaren Reich des Geistes und der sichtbaren Welt des Stoffes. So steht Adam zwischen Unterordnung seines Kindseins und Überordnung seines Vaterseins in wunderbarer Spannungseinheit. Wird je eine Nacht über diesen strahlenden Schöpfungsmorgen hereinbrechen? Ein finsterner Neider umschlich das junge Glück des Menschen. Es gelang ihm ein teuflisches Werk. Die Frau wurde zum willigen Werkzeug des bösen Geistes und führte die Menschheitsnacht herauf.

### Die Gestalt Adams

Die *Begegnung von Mann und Frau* ist immer schicksalhaft. Umsomehr mußte es ihre erste Begegnung in Adam und Eva sein. Sie entschied das Schicksal der ganzen Menschheit. Wir sehen den Mann durch die Schuld der Frau, aber auch nicht ohne eigene Schuld, von seiner lichten Höhe in das Dunkel der Sünde stürzen. Wenn wir genauer zusehen, werden wir aus dem gewohnten Bericht des Sündenfalles außerordentlich lehrreiche psychologische Hinweise erkennen. Vergewärtigen wir uns den psychologischen Ablauf der ersten Begegnung von Mann und Frau. Adam stand zunächst in einer hilflosen Einsamkeit der großen Gottesschöpfung gegenüber. Sie wurde ihm erst recht bewußt auf seinem Gang durch Eden. Er rief alle lebenden Wesen an mit einem eigenen Namen, doch keines gab ihm Antwort. Da erwuchs in ihm die Sehnsucht nach einem Wesen, das ihm Antwort gäbe, mit dem er alle Herrlichkeit der Schöpfung besprechen könnte. Der Mann ist eben dialogisch veranlagt geschaffen. Seiner Sehnsucht wurde Erfüllung in der lebendigen Gestalt Evas, die Gott aus der Seite Adams formte. Welch ein jubelndes Entzücken klingt in Adams Begrüßungsworten: „Das ist diesmal Bein





von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch!“ Er sieht auf einmal das Bild seiner sehnächtigen Träume in voller Wirklichkeit vor sich stehen. Die Frau ist eben das liebste Geschenk des liebenden Gottes, die letzte und schönste Blüte der Schöpfung, dem Manne gegeben zur Gefährtenschaft auf dem Weg zu Gott. Wird sie diese Aufgabe erfüllen? Wir wollen uns nicht gleich Antwort geben, sondern uns fragen, was in dem Dialog des Mannes mit der Frau nach göttlicher Absicht vor sich geht, was der Sinn einer echten Begegnung zwischen Mann und Frau eigentlich ist.

Ein doppelter Sinn liegt darin. Als erstes begibt sich der Austausch von geistigen Werten. Die Frau bringt dem Mann die Hälfte der Welt entgegen; etwas ganz Neues, das noch nicht so im Erlebnisumkreis des Mannes gestanden ist, nämlich die Welt der Liebe mit ihrer Wärme und Lebensfülle. Dem kühl berechnenden Mann geht auf einmal auf, daß es noch einen anderen Standpunkt der Weltbetrachtung gibt als den verstandesmäßig aufgliedernden und ordnenden. Es wird ihm klar, daß die Welt nicht nur durch Macht, sondern auch durch Liebe zu beherrschen wäre. So ist denn die Frau nicht nur Geschenk der Liebe, das Gott dem Mann gab, sondern in ihrem Wesen Offenbarerin der Liebe. Mit hinreißender Gewalt erfaßt die gestaltgewordene Liebe den Mann, so daß er ihretwillen Vater und Mutter verläßt.

Noch ein zweites begibt sich in der echten Begegnung zwischen Mann und Frau. Nicht nur dem Geiste eröffnet sich dabei die ungeahnte Welt der Liebe, sondern auch die Schöpferkraft des Mannes wird zur Fruchtbarkeit geweckt. Es ist zunächst die Fruchtbarkeit des Geistes. In der echt dienenden Unterordnung der Frau unter den Mann erlebt des Mannes Seele jenes Gleichnis, das ihm zur willigen Unterordnung seines Geistes unter den göttlichen Schöpfergeist verhilft. So konnte Gertrud von Le Fort mit Recht vom „hochzeitlichen Charakter der Kultur“ sprechen, weil die Frau als Sponsa des männlichen Geistes an den Werken des Mannes beteiligt ist. Der Mann wird Empfangender, um Werke aus Gott zu schaffen. Aus Liebe entsteht Leben.

Nach dem Urplan des Ewigen wird aber durch die seelische Nähe der Frau die Schöpferkraft des Mannes nicht nur zur Fruchtbarkeit des Geistes geweckt, sondern auch zur Fruchtbarkeit des Leibes. Der Leib steht aber in gottgewollter Begegnung nur als Ausdruck des Geistes. Gott, der die Liebe ist, betraute die Frau, die letzte Ausblüte seiner Liebe, mit einem doppelten Einigungswerk der Liebe. Sie sollte zunächst dem Gegensatz zwischen Geist und Leib im Manne zu ungebrochener Einheit verhelfen, daß das Leibliche immer Ausdruck des Seelischen sei. Das zweite Einigungswerk, zu dem die Liebeskraft der Frau von Gott





aufgerufen wurde, bestand darin, die Vaterschaft des Mannes in völliger Unterordnung unter Gottes Vaterschaft, also als Kind Gottes, zu tätigen. So sollte jegliche Vaterschaft auf Erden ihren Namen von Gott haben. Die Frau hält gleichsam die beiden Einigungsstellen im Gegensatzwesen des Mannes, die zwischen Geist und Leib und die vom Vatersein im Kindsein Gott gegenüber, in ihren Händen. Versagt sie in ihrer Aufgabe, dann werden gerade die Einigungsstellen im Wesen des Mannes zu Bruchstellen. Sein Leibliches gerät in Widerspruch zu seinem Seelischen, sein Vatersein in Widerspruch zu seinem Kindsein. Sie verfehlt sich am innersten Personenkern des Mannes, denn „wo ein Mann versagt, hat schon vorher eine Frau versagt“ (Gertrud von Le Fort).

Eva hat versagt. Ihr Versagen bestand im Mißbrauch der ihr anvertrauten Gebemacht. Sie gab, was sie nicht geben durfte und wie sie nicht geben durfte. Sie gab, um ihren Mann zu ihrem Abgott zu machen: „Ihr werdet sein wie Gott.“ Sie enthüllte das Geheimnis der Liebe: „Ihr werdet erkennen das Gute und das Böse.“ Der Apfel als die Frucht des Baumes deutet dies an. *Die Sünde der Frau ist immer irrende Liebe.*

Mit der Sünde werden die beiden Einigungsstellen im Wesen des Mannes zu Bruchstellen. Der Leib empört sich gegen den Geist zum ständigen Strafzeugnis dessen, daß des Menschen Geist sich gegen Gottes Geist erhob. „Sie sahen, daß sie nackt waren und schämten sich voreinander.“ Des Mannes Vaterschaft wird Zeugung zum Tode. Seine Kinder sind zum Sterben verurteilt. „Staub bist du und zum Staube wirst du wieder zurückkehren.“ An der Leiche des ermordeten Sohnes wurde sich der Stammvater des Menschengeschlechtes des furchtbaren Widerspruches in seiner Vaterschaft bewußt, die sich von der unsterblichen Lebensquelle Gottes gelöst hatte.

Unter den frevelnden Händen Evas brach gleichsam das Gegensatzwesen des Mannes an zwei Stellen auseinander. Die dritte Straffolge macht die eigentliche Schuld Adams offenbar: „Der Erdboden soll deinetwegen verflucht sein! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren alle Tage deines Lebens. Dornen soll er dir tragen.“ Das Mühen des Mannes ist zur Erfolglosigkeit verurteilt, weil er seine Hand nach einem Besitz ausstreckte, den Gott ihm nicht zugebilligt hatte. Er hätte das sündige Angebot der Frau nicht annehmen dürfen. *Die Sünde des Mannes ist immer unbotmäßiges Besitzergreifen.*

Schicksalhaft war die erste Begegnung des Mannes mit der Frau. Sie schlug zum Unheil aus. Innerlich ward der Mann gebrochen. Der Leib geriet in Widerspruch gegen den Geist. Seine Vaterschaft zeugt von nun an zum Tode. Sein Erfolgstreben



erntet Mißerfolg. Wird es nochmals eine Begegnung geben, die ihm nicht zum Unheil, sondern zum Heile wird? Gott kündigt sie an: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Sproß und ihrem Sproß. Du wirst ihrer Ferse nachstellen. Sie aber wird dir den Kopf zertreten.“ Eine neue Eva sollte kommen, die Frau in ungebrochener Gnadenhaftigkeit, Maria. Von ihr gilt das Wort des hl. Bernhard: „Vir non erigitur nisi per feminam.“ Maria ist eben *die Frau*. Dem Geheimnis der Begegnung mit dieser Frau wollen wir in der Gestalt des hl. Josef nachspüren.

### *Die Gestalt des hl. Josef*

Die Kirche hat es abgelehnt, Josef außerhalb der erbsündlichen Ordnung stehend anzunehmen, ihm ähnlich wie Maria den Gnadenvorzug einer unbefleckten Empfängnis oder auch nur einer vorgeburtlichen Heiligung wie dem Täufer Johannes zuzuschreiben. Wenn er uns heute in einer unerhörten Vollendung vor Augen steht, dann deshalb, weil er zu ihr emporstieg, und zwar durch die Frau. Die Vollbegnadete verhalf ihm, die drei Bruchstellen im Wesen des erbsündlichen Mannes zu unverletzter Einigung werden zu lassen.

*Die Herrschaft des Geistes über den Leib.* Ohne Zweifel war die Verbindung zwischen Maria und Josef eine vollwertige Ehe. Die Kunst und die Legende tun unrecht, die uns den hl. Josef als einen alten Mann vorstellen wollen. Ein gebrechlicher Greis wäre ja nicht den schweren Aufgaben gewachsen gewesen, die auf dem harten Schicksalsweg der heiligen Familie immer wieder gerade an den Mann herantreten. Dann muß uns aber auch klar sein, daß ein junger Mann berechnigte Ansprüche auf die Erfüllung seiner Ehe erheben kann. Das Staunenswerte jedoch in der ehelichen Verbindung Josefs mit Maria ist, daß Josef zu gottgeweihter Jungfräulichkeit geführt wird. Gewiß lebte in der Seele Josefs etwas von der Sehnsucht des Mannes, wie es schon Adam empfand. An der hohen Reinheit dieser Sehnsucht maß er Tiefe und Höhe der seelischen Werthaftigkeit jener Mädchen, die ihm begegneten. Keines entsprach ganz seinem inneren Wunschild. Da griff Gottes Vorsehung ganz offensichtlich in sein junges Leben ein und führte Josef auf Grund des damals waltenden Gesetzes der Davidstochter Maria zu. Wir dürfen annehmen, daß auch die äußere Erscheinung Mariens auf Josef einen tiefen Eindruck machte. Bald neigten sich auch die Herzen einander zu. So erfuhr Josef auch von dem tiefsten Herzensgeheimnis seiner Braut, von ihrem Entschluß zur jungfräulichen Lebenshaltung. Josef hat dafür Verständnis. Ja, seine tiefe Liebe erfaßt das Geheimnis ihrer Liebe zu jungfräulicher Gottzugehörigkeit. In bewundernder Ehrfurchtigkeit steht er vor der Gnaden-





fülle dieser Frauenseele. Er läßt sich durch die Liebe zu dieser Frau zu Gott emportragen, um nun auch ihm allein jungfräulich anzugehören. Der Geist triumphiert über seinen Leib. Ganz in Gottes Nähe gerückt, ist es doch wahr geworden, nur anders, als es der Verführer meinte: „Ihr werdet sein wie Gott.“ Als Anwältin des Geistes hat Maria ihres Mannes Geist zu Gottes Geist finden lassen. Dieser Geist sollte im Leibe herrschen durch den vollständigen Verzicht auf eheliche Ansprüche. Josef verzichtete damit auf leibliche Vaterschaft. Sollte er tatsächlich ohne jede Vaterschaft bleiben?

*Die neue Vaterschaft.* Am Tage der feierlichen Verlobung Mariens mit Josef hatte keines von beiden eine Ahnung, daß ihrem rein seelischen Bund alsbald ein Kind anvertraut werden sollte. Im Gegenteil, sie waren sich eindeutig darüber einig, daß es von ihnen aus niemals dazu käme. Maria empfing in ihrem Schoß des ewigen Vaters Sohn im Kommen des Heiligen Geistes und in der umschattenden Kraft des Allerhöchsten. Das unsägliches Geheimnis der Liebe zwischen Gott und den Menschen ist in Maria fruchtbar geworden. Josef wußte aber nichts vom geheimnisvollen Walten jener Liebe, die den jungfräulichen Schoß Mariens mütterlich fruchtbar werden ließ; bis eines Tages auch er nicht mehr zweifeln konnte, daß seine Angetraute gesegneten Leibes ging. Bittere Stunden verzweiflungsvoller Zwiespältigkeit fielen über ihn herein. Einerseits konnte er keinen Augenblick an der ungetrübten Lauterkeit der Seele Mariens zweifeln. Andererseits führte die unleugbare Tatsache ihrer Mutterschaft eine zu laute Sprache und mahnte sein Gewissen zur Erfüllung eines harten Gesetzes. Als ein Mann, „der gerecht war“, wollte er niemandem Unrecht tun, weder Maria in ihrer unbezweifelbaren Unberührtheit, noch weniger Gott, der mit einer klaren Gesetzesforderung vor ihm stand. Er muß Gott mehr gehorchen als der Stimme seines eigenen Herzens und so „gedachte er, sie heimlich zu entlassen“. Maria sieht mit der Feinfühligkeit einer aufrichtig Liebenden den nagenden Herzenskummer Josefs und — schweigt. Sie enthüllt mit keinem leisen Wort und mit keinem deutenden Zeichen das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen, das das Geheimnis ihrer bräutlichen Liebe zu Gott war. Endlich erschien dem Schwergeprüften im Traum ein Engel und sprach: „Josef, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Gattin, zu dir zu nehmen; denn was in ihr erzeugt worden ist, stammt vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden.“ Aus diesem Schlaf erwachte Josef zu einer neuen Vaterschaft im Kindesgehorsam gegen Gott Vater an dessen eigenem Sohn. Weil er gerecht war, ist ihm selbst volle Gerechtigkeit





geworden. Er brauchte sich nicht von Maria zu trennen, wie es das Gesetz befahl. Er erhielt alle gesetzmäßigen Vaterrechte über das Kind aus Mariens Schoß, der nur durch ihn allein seine rechtliche Frucht hätte bringen dürfen und nicht ohne seinen Verzicht nun göttliche Frucht brachte. Seine Vaterschaft wird sich noch über den mystischen Leib Christi breiten und über jedes Glied seines Leibes. So zeitigte Josefs freiwilliger Entschluß zu leiblicher Unfruchtbarkeit ungeahnte geistige Fruchtbarkeit. Die erste Frucht war seine eigene erlöste Männlichkeit.

*Die neue Haltung erlöster Männlichkeit.* Adams Sünde war unbotmäßiges Besitzergreifen. Aus Ehrfurchtlosigkeit vor dem Geheimnis der Liebe, das sich ihm in Eva schuldbar enthüllte, überschritt Adam die gottgesetzten Grenzen und tastete widerrechtlich nach der verbotenen Frucht. Darin sündigt immer wieder unerlöste Männlichkeit. Was ist erlöste Männlichkeit? In kraftvoller Spannungseinheit vereinigt die neue Haltung erlöster Männlichkeit die Gegensätze eines geistigen Umfassens und doch ehrfurchtsvollen Belassens. Das frauliche Wesen bedarf der Geborgenheit. Nach außen fühlt es sich in einem eigenen Heim am sichersten geborgen. Das bereitete Josef auch für Maria: „Er nahm seine Gattin zu sich.“ Mehr als die äußere Geborgenheit in einem Heim bedarf jedoch die Frau der inneren Geborgenheit in der Seele des Mannes, der sie durch sein umfassendes Verstehen zur inneren Sicherheit führt. So war es für Maria keineswegs bedeutungslos, daß Josef ihren jungfräulichen Lebensweg mitzugehen sich entschloß. „Lieben ist eben auch ein Wissen“, wie St. Thomas sagt. In diesem geistigen Umfassen der jungfräulichen Lebenshaltung Mariens liegt zugleich jenes ehrfürchtige Belassen, das erlöste Männlichkeit ausmacht. Hierin wird der natürliche Besitzwille des Mannes, sein hemmungsloses Besitzergreifen, gekreuzigt. Erlöste Männlichkeit steht ehrfurchtsvoll vor dem Geheimnis der Liebe, um es zu schützen. So durfte Josef das unerhörte Geheimnis Mariens jungfräulicher Mutterschaft nach außen vor der Unehre und nach innen vor sich selber schützen. Josefs umfassende und doch wieder belassende Liebe gilt nicht nur Maria, sondern auch dem göttlichen Kind. In der umfassenden Liebe seiner Väterlichkeit trägt er das Jesuskind gleichsam in seinem eigenen Herzen und weiß es doch immer wieder auf eigene ungewohnte Wege zu entlassen. Einmal hat sogar der eigentliche Vater des Kindes seine Hand auf den Zwölfjährigen gelegt: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Antithetisch stehen einander gegenüber Josefs Entschluß zu leiblicher Unfruchtbarkeit und seine neue Vaterschaft an dem göttlichen Kind. Die Synthese, das innerlich verbindende Geheimnis, das die beiden



Gegensätze tragend überbrückt, ist Josefs Haltung erlöster Männlichkeit.

Nach dieser psychologischen Grundlegung und Darstellung von der Begegnung des Mannes und der Frau läßt sich nun die weitere Frage stellen, wie die Übernatur dieses naturgegebene Gefüge und die männlichen Anlagen im Priesterwirken fruchtbar macht. Die Antwort sei in der Fortsetzung der Artikelreihe gegeben.

## Die menschlichen Züge des Alten Testaments

Von Dr. Hermann Stiegler, Stift St. Florian

Zweiter Teil

### I. Das Weltbild

Das Wichtigste über Israel als Volk wäre nunmehr gesagt. Als nächste Aufgabe haben wir die *vorderasiatische Kulturwelt* zu schildern, in deren Mitte Israel lebte und der es angehörte. Es ist dies die sumerisch-semitische Kultur. Sumerisch heißt sie, weil die Sumerer, die nach unseren jetzigen Kenntnissen die ältesten Bewohner Babyloniens sind, als die Schöpfer dieser Kultur angesehen werden, und semitisch, weil sie die Semiten übernommen und auf ihr weitergebaut haben.

Zunächst werden wir uns das *Weltbild dieser sumerisch-semitischen Kultur* besehen, d. h. die Frage beantworten: wie dachte man sich in diesem Kulturraum die Erde den Himmel, Sonne, Mond und Sterne? Ausgedacht haben dieses Weltbild, soweit wir wissen, die Sumerer, aber es wurde Gemeingut der vorderasiatischen Völker und tritt auch im Alten Testament zu Tage, wo sich ein Anlaß dazu bietet. Die Sumerer dachten sich das Weltall als eine Kugel und die Erde als waagrechte Scheibe. Durch die Erdscheibe wird die Weltkugel in zwei Hälften geteilt: in eine obere Halbkugel — das ist unser „Firmament“ oder unser „Himmel“ — und in eine untere Halbkugel, die den Menschen unsichtbar bleibt. Von dieser unteren Halbkugel ist übrigens in der Bibel nirgends ausdrücklich die Rede. An der Innenseite der oberen Halbkugel sind Sonne, Mond und Sterne angebracht. In der Erde dachte man sich den Aufenthalt der Toten, das Totenreich. Ferner ist die Vorstellung anzutreffen, daß das Firmament die sogenannten oberen Wasser trägt. Man meinte nämlich, wenn es von oben Wasser herunterregnet, müsse eben droben ein großer Wasserbehälter sein, und der Boden dieses Wasserbehälters sei das Firmament, das man sich fest vorstellte. Außer den oberen Wassern gibt es noch untere, auf denen die Erdscheibe aufruh.





Daß sich in diesem Weltbild die Sonne mit den anderen Gestirnen um die Erde herumdreht und nicht umgekehrt die Erde um die Sonne, versteht sich von selber.

### A. Das Weltbild im Schöpfungsbericht (Gn 1)

#### 1. Die erste Schöpfung (V. 1 und 2 a) und das zweite und dritte Tagewerk

Klar zeigt sich dieses uralte Weltbild in der Bauurkunde der Welt, im Schöpfungsbericht, der an der Spitze des Alten Testamentes steht. Wir wollen versuchen, dieses Weltbild aus dem Schöpfungsbericht herauszulösen und damit zugleich manche Teile dieser Urkunde von dieser Seite her verständlich zu machen. Aber unsere eigentliche Aufgabe ist hier nicht die Erklärung des Schöpfungsberichtes, sondern nur die Herausstellung des Weltbildes, das ihm zugrundeliegt.

Vers 1 und 2 a des Schöpfungsberichtes lauten: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Die Erde aber war Tohu wabohu (d. h. ein wüstes Durcheinander), und Finsternis war über der Urflut.“ „Himmel und Erde“ ist das Weltall. Das Hebräische hat nämlich von Haus aus kein besonders Wort für den Begriff „Welt“; es sagt dafür „Himmel und Erde“. Unter Himmel ist hier die Wohnstätte Gottes zu verstehen, nicht das Firmament, das, wie vorher gesagt, nach dieser Vorstellung die oberen Wasser trägt. Denn aus Vers 6 erfahren wir, daß es nach dieser ersten Schöpfungstat in Vers 1 und auch nach dem ersten Tagewerk, nach der Erschaffung des Lichtes (Vers 3, 4, 5), noch kein Firmament gab, d. h. daß der obere feste Halbkugelmantel, der dann den Boden für die oberen Wasser bildete, noch nicht da war. Infolgedessen waren damals die oberen und unteren Wasser eine zusammenhängende Wassermasse, welche die Erde vollständig einhüllte.

In diesem Sinn lesen wir in Vers 2: „Und die Erde war ein wüstes Durcheinander (Tohu wabohu), und Finsternis war über der Urflut.“ Diese Urflut heißt hebräisch Tehom. Wir werden uns mit ihr später eingehender beschäftigen. Daß die Erde von der Urflut tatsächlich eingehüllt wurde, sieht man klar aus Vers 7 und 9, wo von Wassern unterhalb des Firmamentes die Rede ist, die die Erde bedecken. Es gilt nun, die Erde von dieser Urflut zu befreien. Das geschieht im zweiten und dritten Tagewerk. Im zweiten Tagewerk heißt es: „Es bilde sich ein Firmament inmitten der Gewässer und es scheide die Gewässer voneinander. Und Gott schuf das Firmament und schied die Wasser, welche unterhalb des Firmamentes sind, von den Wassern, welche oberhalb des Firmamentes sind. Und so geschah es“ (Vers 6 und 7). Dieses





Firmament, das Gott „Himmel“ nannte (Vers 8), ist die obere Halbkugel des sumerischen Weltbildes. Firmamentum, griechisch *steréoma*, sind jedes von einem Stamme gebildet, der fest, hart bedeutet. Die Übersetzer wußten also, daß sie sich unter dieser Scheidewand zwischen den Wassern etwas Festes vorzustellen haben. Der hebräische Ausdruck dafür ist *raqi'a*, ein passives Partizip des Zeitwortes *raqa'*. Dieses heißt: zerstampfen, breit stampfen (II Sam 22, 43), breit schlagen, breit hämmern und dann breitgehämmert hinbreiten (*König*, Hebräisches und aramäisches Wörterbuch), so in Is 42, 5 und 44, 24: „der die Erde (zur flachen Scheibe) breit gehämmert und dann hingebreitet hat“, also auch an unserer Stelle bezüglich des „Firmamentes“ so gedacht: das, was breitgehämmert hingebreitet wurde.

Mit der Schöpfung des „Firmamentes“ ist der erste Schritt zur Befreiung der Erde vom Wasser getan. Die oberen Gewässer werden durch dieses wie durch eine feste Wand von den unteren Gewässern abgesperrt. Die Erde wurde jetzt allerdings noch von den Wassern, die unterhalb des Firmamentes waren, überschwemmt. Die Befreiung von diesen ist das Werk des dritten Tagewerks. Im Vers 9 heißt es: „Die Wasser, welche unterhalb des Firmamentes sind, sollen sich an einem Ort sammeln, und das trockene Land soll sichtbar werden; und so geschah es.“ Das dritte Tagewerk wird dichterisch im Psalm 104, 6—9, geschildert: „Die Urflut umhüllte die Erde wie ein Gewand, sogar über den Bergen standen die Wasser, aber vor deinem Drohen wichen sie, vor deinem Donnerwort flohen sie verängstigt, und so stiegen (aus den Fluten) die Berge empor, und in die Tiefen gruben sich die Täler ein an dem Ort, den du ihnen bestimmt hast; eine Grenze hast du festgesetzt: die werden sie nicht überschreiten und sie werden nicht mehr die Erde bedecken.“

Ein Teil der oberen Seite der Erdscheibe, die später von den Geschöpfen bewohnt wird, ist demnach jetzt vom Wasser frei, ein anderer Teil von ihr bleibt von dem Wasser bedeckt, das „an einem Ort zusammengeströmt ist“ und „Meer“ genannt wird. Dieses Wasser ist ein Teil der ursprünglich zusammenhängenden Urflut, der Tehom, welche durch das Firmament in zwei Teile getrennt wurde. Der obere Teil dieser Urflut ist jetzt hoch über der Erde vom Firmament als Boden getragen, der untere Teil umhüllt wie früher die untere Fläche der Erdscheibe und bedeckt außerdem noch, wie eben gesagt, einen Teil der oberen Erdoberfläche, das Meer.

Diese Vorstellung von unteren und oberen Wassern liegt dem Vers 11 des siebten Genesiskapitels zugrunde: „An diesem Tage brachen alle Quellen der großen Urflut auf, und die Schleusen des Himmels öffneten sich.“ Das Wasser der Sintflut stammt also



aus dem Wasser der alten, nunmehr in zwei Teile zerrissenen Urflut, aus dem unteren Wasser, das die untere Fläche der Erdscheibe einhüllt, und aus dem oberen Wasser, das vom Firmament getragen wird. Die unteren Gewässer ergießen sich aus Quellen über die Erde hin: „Alle Quellen der großen Urflut brachen auf.“ Man stellte sich demnach vor, daß die Quellen mit der unterirdischen Flut in Verbindung stehen; sie sind nichts anderes als Ausflüsse der Urflut. Das hebräische Wort für Quelle ist hier *ma'yan*, es bedeutet genau genommen „Quellort“ und ist mit Hilfe der Vorsilbe *m(a)* aus *'ayn* gebildet, welches „Auge“ und „Quelle“ bedeutet. Auch in anderen semitischen Sprachen und im indogermanischen Persisch wird für Auge und Quelle dasselbe Wort oder dieselbe Wurzel gebraucht. Die ursprüngliche Vorstellung ist wohl die, daß die unterirdische Urflut durch diese Fenster, durch diese Augen aus ihren Tiefen herauschaut. Diese sprachliche Ausdrucksweise konnte selbstverständlich auch von solchen Sprechern gewählt werden, welche die *Tehom*, die Urflut, nicht (mehr) als persönliches Wesen betrachteten, die aber immerhin glaubten, daß unter der Erdscheibe eine Wasserflut sei, welche durch die Quellen mit der Oberfläche der Erde in Verbindung steht. Dann handelt es sich eben um eine bildliche Ausdrucksweise, wie solche in jeder Sprache zu Tausenden vorkommen. Man dachte also: Das Wasser der Quellen wird von der persönlich oder nicht persönlich gefaßten Urflut herausgestoßen. Zur Zeit der Sintflut aber warf sie weit mehr Wasser als sonst heraus, und zwar durch alle Quellen, auch durch jene, die zu anderen Zeiten von der Urflut nicht mit Wasser versorgt wurden, also vertrocknet waren. Wir haben also in diesem Weltbild einen Kreislauf des Wassers: Die Urflut schickt durch ihre Quellen (Augen) Wasser auf die Erde; diese Gewässer vereinigen sich zu Bächen und Flüssen und diese führen ihre Wasser wieder dem Meere zu, das der sichtbare Teil der unsichtbaren, unterirdischen Urflut ist. Von dort beginnt der Kreislauf aufs neue. Das wird wohl der Sinn von *Qoheleth* 1, 7 sein: „Alle Flüsse gehen zum Meer, und es wird (trotzdem) nicht voll; zum Ort, wo die Flüsse entsprungen sind, gehen sie wieder.“

Die oberen Wasser werden, wie gesagt, vom Firmament getragen; aber in dieser festen Scheidewand, dem Firmament, sind Schleusen, wörtlich „Fenster“; angebracht, die von Zeit zu Zeit geöffnet werden, so daß durch sie Wasser ausströmen und sich auf die Erde ergießen kann, wenn es regnet. Das geschah nun während der Sintflut in besonders ausgiebiger Weise und 40 Tage hindurch. Von Wassern oberhalb des Himmels ist in *Dan* 3, 60 die Rede: „*Benedicite, aquae omnes, quae super caelos sunt, Domini!*“ (Zählung nach der *Vulgata*.)



### Die Darstellung des *Enuma elish*

Wir werden jetzt die *babylonische Darstellung* der Welterschöpfung zum Vergleich heranziehen und da manches noch klarer sehen. Die Babylonier — wir meinen die Sumerer und ihre Schüler, nämlich die semitischen Bewohner des Landes — haben etwa zwölf Schöpfungsberichte hinterlassen; die meisten von ihnen sind freilich nur in Trümmern erhalten. Der wichtigste ist das sogenannte „*Enuma elish*“, so geheißen, weil er mit den akkadischen Wörtern „*enuma elish*“, d. h. „als da droben“ beginnt. Die ältesten vorhandenen Bruchstücke stammen erst aus dem 9. Jahrhundert vor Christus, allein der Text selbst geht zweifellos auf die Zeit Hammurapis, also ungefähr 2000, zurück. Damals wurde Babel durch diesen König Mittelpunkt des Reiches, und Marduk, der frühere bescheidene Gott dieser Stadt, Herr der babylonischen Götterwelt. *Enuma elish* ist nun die Urkunde, welche diese Vorzugstellung Marduks kosmologisch begründet. Deshalb würde dieses Epos alljährlich am vierten Tag des babylonischen Neujahrsfestes unter feierlichen Zeremonien vorgetragen oder vielleicht als religiös-politisches Schauspiel aufgeführt. Man meint, daß der Stoff des Gedichtes viel älter ist und daß die Rolle, welche im jetzigen Epos der Gott Marduk spielt, ursprünglich dem Enlil, dem Stadtgott von Nippur (in Mittelbabylonien), zu eigen war. Erst als Babylonien Großmacht geworden war, ersetzte man den Gott Enlil durch Marduk, den Stadtgott von Babel und nunmehrigen Reichsgott.

Der erste Teil des Epos erzählt von der *Geschichte der Götter*, nämlich von den zwei Urgöttern und dem Entstehen der übrigen Götter. Obwohl der biblische Schöpfungsbericht mit einer Theogonie nicht das geringste zu tun hat, müssen wir uns doch mit der babylonischen Theogonie beschäftigen, weil in ihr das semitische Weltbild klar heraustritt und weil von hier aus Brücken zum biblischen Bericht hinüberführen. Zugleich wird uns dieser erste Schritt in das babylonische Epos im grellsten Lichte zeigen, welch ungeheurer Unterschied zwischen dem biblischen und dem babylonischen Bericht besteht. Wir sagen „babylonisches Schöpfungspos“ eigentlich zu Unrecht, weil ja die Babylonier von einer wirklichen Schöpfung im Sinn der Bibel keine Ahnung haben. Aber der Ausdruck ist nun einmal eingebürgert, und wir gebrauchen ihn mit diesem Vorbehalt.

Das *Enuma elish* erzählt: Im Anfang gab es zwei göttliche Wesen, ein männliches namens Apsu und ein weibliches namens Tiamat. Apsu, das eigentlich mit Umstellung der zwei Bestandteile Zu-ab geschrieben wird, bedeutet Wasserabgrund, Ozean. Dieses Wortgefüge ist sumerisch und besteht aus den sumerischen Wörtern „ab“, das Wohnung, Haus besagt, und „zu“, das unserem





Wissen, Weisheit entspricht. Also heißt das ganze Wort „Wohnung des Wissens“. Man dachte den unergründlichen Ozean als den Inbegriff aller Welträtsel, aller Geheimnisse, darum nannte man ihn Wohnung des Wissens.

Der Name der zweiten Gottheit, der weiblichen, ist Tiamat. Das ist kein sumerisches, sondern ein semitisches Wort. Es bedeutet „Meer“. Das ist also das Urweltbild der Babylonier, d. h. die Gestalt des Weltalls im Uranfang, bevor die Schöpfung durch den Schöpfergott Marduk, die später berichtet wird, begonnen und vollendet war. Wir haben demnach im Uranfang nach Ausweis der Namen der Urgottheiten Apsu und Tiamat, die Wasserabgrund, bzw. Meer bedeuten, eine ungeheure Wassermasse. Dasselbe lesen wir in der Genesis. Nach der ersten Schöpfungstat Gottes, die im ersten Vers berichtet und deren Auswirkung im zweiten Vers geschildert wird, war die neugeschaffene Erde in die Urflut eingehüllt. Das Urweltbild ist also in Babel und in der Bibel dasselbe. Im Anfang haben wir da und dort die brausende Flut.

Diese Urflut wird, wie wir schon wissen, in der Bibel Tehom genannt. Allgemein setzt man sprachlich — aber nicht sachlich — dieses hebräische Tehom dem babylonischen Tiamat gleich. Aus der hebräischen Wortform läßt sich auch ersehen, auf welche Weise dieses Wort zustandegekommen ist. Es wird wohl vom semitischen „hum = in Aufregung sein, brausen, gebildet sein, und zwar mit Hilfe der auch sonst zur Bildung von Nomina verwendeten Vorsilbe t und der Endung t. Das t am Ende der Nomina ist im Semitischen und Hamitischen das Zeichen des Femininums, hatte aber ursprünglich mit dem Femininum nichts zu tun, sondern war ein Deuteelement. Im hebräischen Tehom fehlt das End-t, es wird aber an verschiedenen Stellen (z. B. Gn 7, 11: „die große Urflut“) weiblich, an anderen allerdings männlich gebraucht.

Tehom ist also „die Brausende“, nämlich die brausende Meeresflut. Aber diese Urflut dachten sich die Babylonier personifiziert, Apsu als Gott und Tiamat als Göttin. Diese göttlichen Urwesen haben einen materiellen Leib, sind mit Vernunft und Willen ausgestattet, allen menschlichen Leidenschaften zugänglich und sterblich. Ihr Körper hat ungeheure Ausmaße, denn aus den Leichen dieser Ungetüme wird ja später die Welt gebaut. (Man stoße sich nicht an der schweren Vorstellbarkeit einer Wasserflut, die als körperliche Person gefaßt wird, — die Mythologie geht oft über solche Ungereimtheiten hinweg.) Apsu, der Wasserabgrund, war offenbar unten gedacht, weil aus seiner Leiche später der Wassergrund, auf welchem die Erde schwimmt, gemacht wird. Tiamat nahm dementsprechend den oberen Raum ein, weil Marduk aus ihrem Leichnam das Himmelsgewölbe macht.



Das Urgötterpaar Apsu und Tiamat bringt zunächst zwei junge Götterpaare hervor: Lahmu — Lahamu und Anshar — Kishar, und zwar durch materielle Zeugung. Es heißt ja im Text ausdrücklich: „Als Apsu, der Uranfängliche . . . und die Gebälerin Tiamat . . . ihre Wasser in eins vermischten.“ Das Paar Anshar und Kishar (zu deutsch: das obere und untere All) hat einen Sohn namens An (zu deutsch: das Obere, der Himmel), und der Sohn dieses An ist Ea oder Nudimmud (deutsch: der Herr, der schafft und erzeugt), der Gott der Weisheit.

Infolge schwerer Unstimmigkeiten zwischen dem Urgötterpaar Apsu und Tiamat einerseits und den jungen Göttern anderseits beschließt Apsu, seine Kinder zu töten. Doch Nudimmud—Ea erfährt es und kommt dem Mordplan zuvor. Er versenkt den Vater Apsu in einen Zauberschlaf und erschlägt ihn. Und weiter heißt es an jener Stelle: „Nudimmud schlug auf Apsu seine Wohnung auf.“ Was hinter diesen Worten zu suchen ist, werden wir später sehen.

Tiamat beschließt den Vernichtungskampf gegen die Götterkinder, die die Tötung ihres Gemahls auf dem Gewissen haben. Nunmehr tritt im Epos die Hauptperson auf, nämlich Marduk, der spätere Schöpfergott, dessen Verherrlichung der eigentliche Zweck der Dichtung ist. Er ist der Sohn des Ea und der Lahamu. Ausgezeichnet wird Marduk von seinem Vater mit der Doppelgestalt: er hat vier Augen und vier Ohren, zwei Angesichter. In dieser Doppelgestalt stellen ihn die Babylonier auch dar, wie die Römer ihren doppelgesichtigen Janus. Auch dieser Janus hatte wie Marduk am Neujahrstag sein Hauptfest. Jeder sumerische Gott hat seinen „Götterglanz“, Melam genannt. Marduk als höchster Gott überragt alle übrigen durch den Glanz von zehn Göttern. Die alten Perser, welche diesen Gedanken des Götterglanzes von den Babyloniern übernommen haben, zeichnen ihn wie den uns bekannten Heiligenschein. — Das ist also Marduk, der Gegner und Besieger der Tiamat, der babylonische Schöpfergott.

Tiamat hat ihren neuen Gemahl, den Gott Kingu, als Bundesgenossen an ihrer Seite und schafft sich schauerliche Ungetüme, Riesenschlangen und Drachen, als Helfer. Die geängstigten Götter kennen aus der drohenden Gefahr nur eine Rettung: Marduk muß den Kampf mit ihr aufnehmen. Über Vermittlung Anshars erklärt sich Marduk tatsächlich bereit, zum Kampf gegen Tiamat anzutreten. Aber er stellt eine Bedingung: die Götter müssen ihm dafür die Lenkung der Geschicke übertragen, d. h. ihn als Oberherrn der Götter anerkennen. Das wird ihm in der großen Götterversammlung, bei der auch der Alkohol viel zu sagen hat, mit feierlicher Umständlichkeit zugestanden. So tritt also Marduk zum Kampf an, er erringt den Sieg über die Tiamat und ihre Helfer.





Wir haben bis jetzt das Urweltbild im babylonischen Epos besehen, d. h. die Gestalt der Welt im Uranfang, bevor der Schöpfungsgott Marduk seine Schöpfung begonnen und vollendet hatte. Wir haben gefunden: es ist wesentlich dasselbe Urweltbild, das uns in der Bibel in den Versen 1 und 2 des ersten Genesiskapitels begegnet, nämlich die Gestalt der Welt vor dem Sechstageswerk. Wir sehen in der Bibel und in Babel die große Urflut, welche nach dem Bericht der Bibel die neugeschaffene Erde einhüllt, nur daß in Babel die Urflut von Anfang an war, während sie in der Bibel (samt der Erde) erschaffen wurde.

Jetzt werden wir sehen, wie das sumerisch-semitische Weltbild bei der *Schöpfungstätigkeit des Marduk* zu Tage tritt, also in jenen Abschnitten des *Enuma elish*, die ungefähr dem Sechstageswerk der Genesis entsprechen. Wir werden dieses Weltbild des *Enuma elish* mit dem Weltbild der Bibel vergleichen, das zunächst durch das zweite und dritte Tageswerk zustandekommt.

Von der Schöpfungstätigkeit des Marduk erzählt das *Enuma elish* folgendes: Marduk tötete die besiegte Tiamat und spaltete ihre Leiche in zwei Hälften. Die babylonische Schöpfungslegende nach Berossos sagt: aus ihrer einen Hälfte machte er die Erde, aus der anderen den Himmel. Unser Epos *Enuma elish* sagt: „Er setzte ihre Hälfte hin, den Himmel bedeckte er damit.“ Wir haben hier unter Zugrundelegung des Urweltbildes, das wir vordem gekennzeichnet haben, eine ähnliche Scheidung der Gewässer wie im biblischen Bericht. In der Genesis werden im zweiten Tageswerk die oberen und unteren Wasser, die ursprünglich nach der ersten Schöpfungstat Gottes in Vers 1 eine einzige Wassermasse gebildet hatten, durch das Dazwischenschieben des Firmaments voneinander getrennt, und im dritten Tageswerk wird ein großer Teil der Erde von der noch auf ihr lagernden Wassermenge befreit. Im *Enuma elish* wird aus der einen Hälfte der Tiamat (des Meeres) die Erde geschaffen, und die andere Hälfte — räumlich davon getrennt — zum Himmelsgewölbe umgestaltet: „er setzte ihre Hälfte hin, den Himmel bedeckte er damit.“ — Über diesem Himmelsgewölbe befindet sich das obere Wasser, das ebenfalls von der Tiamat stammt, denn es heißt im Epos weiter: „Er zog eine Wehr und stellte Wächter auf; er beauftragte sie, ihre (der Tiamat) Wasser nicht herauszulassen“. Dadurch entsteht wie in der Bibel eine Trennung der oberen von den unteren Gewässern, ein freier Raum zwischen Himmel und Erde, so daß die weitere Ausgestaltung der Erde ermöglicht ist. Im *Enuma elish* wird diese Sicherung der Erde noch ganz besonders gewährleistet, es heißt ja: „Er (Marduk) zog eine Wehr und stellte Wächter auf; er beauftragte sie, ihre (der Tiamat) Wasser nicht herauszulassen.“ Die Bibel sagt, daß sich die Schleusen des Himmels nach



dem Willen Jahwehs öffnen und schließen, um den Regen zu geben oder vorzuenthalten. Die naturkundliche Vorstellung von der Herkunft des Regens, von seinem Zustandekommen oder Ausbleiben ist in der Bibel und in Babel dieselbe.

Weiter heißt es im babylonischen Epos: „Er (Marduk) ging über den Himmel hin, er besah die Stätten, er stellte ein Gegenstück dem Apsu gegenüber (nämlich der Wohnung des Nudimmud).“ Wir haben gehört, daß Nudimmud-Ea, der Gott der Weisheit, nach der Tötung des Göttervaters Apsu, „auf Apsu“, wie es dort heißt, seine Wohnung aufschlug, also dort seinen Palast baute. An der eben angeführten Stelle des Enuma elish erfahren wir, daß Marduk ein Gegenstück zu dem Apsu-Palast des Nudimmud-Ea erbaute. Noch deutlicher heißt es im folgenden: Marduk maß die Gestalt des Apsu und errichtete einen Palast wie diesen (wie den des Apsu) E-sharra, den Palast E-sharra, den er als Himmel erbaute.“

Der Palast, den Marduk baute, E-sharra, d. h. Haus der Welt genannt, ist also der Himmel, die obere Halbkugel. Und diesem Palast der oberen Halbkugel entspricht nach Enuma elish ganz genau der Palast des Nudimmud-Ea, der Palast des Apsu. Demnach ist der Palast des Apsu auch eine Halbkugel, wie eben der Palast, den Marduk errichtete. Daher besteht die Welt aus zwei Halbkugeln, einer unteren und einer oberen, die einander zu einer Kugel ergänzen. Auf diese Weise sind wir beim Weltbild angelangt, das wir eingangs als das alte sumerische Weltbild beschrieben haben. Wir haben ja festgestellt: Die Sumerer und ihre Schüler dachten sich das Weltall als eine feste Kugel, die durch die Erdscheibe in zwei Hälften zerschnitten wird, in eine untere und in eine obere Halbkugel. Jetzt wird auch klar, warum der Palast der Unterwelt des Ea Apsu heißt, weil ihn nämlich Nudimmud-Ea aus der Leiche des Urgottes Apsu gemacht hat, so wie Marduk seinen Palast, den Himmel, aus dem Leib der Tiamat baute. Das ergibt sich aus der vollständigen Gleichförmigkeit, die nach der Darstellung des Epos zwischen dem oberen und dem unteren Palast besteht.

#### *Parallelen in der nordischen und iranischen Mythologie*

Die uns absonderlich erscheinende Vorstellung, daß die Welt aus dem Körper eines Urwesens gemacht worden sei, findet sich auch im *germanischen* Bereich, in der älteren und jüngeren *Edda*. Es lassen sich hier zwischen der sumerisch-semitischen Mythologie und der nordischen eine Reihe von Anklängen und Ähnlichkeiten beobachten:

a) Es handelt sich in beiden Mythologien um Riesen von ungeheuren körperlichen Ausmaßen.



b) Der Name des nordischen Riesen, der dem sumerisch-semitischen Apsu-Tiamat zugleich entspricht, ist Ymir. Das Wort kommt vom altnordischen ymjá „brausen“, ganz so wie Tiamat vom semitischen hum, das ebenfalls brausen heißt, hergeleitet wird. Der nordische Riese und die semitische Riesin haben demnach gleichbedeutende Namen, sie heißen beide „Brausend“.

c) Apsu-Tiamat und Ymir sind schon vor der Entstehung der Welt da.

d) Die Urgötter Apsu und Tiamat stehen in engster Beziehung zum Wasser, nicht bloß wegen ihrer Namen, die Wasserabgrund und Meer bedeuten, sondern namentlich insofern, als sie Personifikationen der Urflut sind. Ähnliches gilt von Ymir, dem „Brausenden“ der nordischen Mythologie, denn er entsteht dadurch, daß die Eisströme aus dem Brunnen Hvergelmir mit den Elivagar den heißen Strömen aus Muspellheimr im Ginnungagap, dem Abgrund, aus dem das Meer hervorkommt, zusammenfließen. Diese nordische Vorstellung vom zeugungskräftigen Zusammenströmen von Wassern erinnert an den Anfang des Enuma elish „Als Apsu, der Uranfängliche . . . und die Gebälerin Tiamat . . . ihre Wasser in eins vermischten, . . . da entstanden die Götter in ihrer (des Apsu und der Tiamat) Mitte.“ Nur wurde nach dem nordischen Mythos durch dieses Zusammenströmen der Urriesen erzeugt, während nach der sumerisch-semitischen Darstellung durch das Vermischen der Wasser die jungen Götter ins Dasein traten.

e) Die beiden Urgötter Apsu und Tiamat erzeugen ein junges Göttergeschlecht. Auch aus dem Urriesen Ymir entsteht ein neues Riesengeschlecht: Während er schläft und dabei in Schweiß gerät, wachsen aus seinen Achselhöhlen ein Riese und eine Riesin heraus. Zur selben Zeit entsteht die Kuh Audhumla, die durch das Belecken der Salzsteine im Ginnungagap ebenfalls Riesen hervorbringt, deren Nachkommen Odhinn, Vili und Ve sind.

f) Wie die zwei Urgötter in Babylonien von den jungen Göttern Nudimmud und Marduk (eigentlich Enlil) getötet werden, so findet auch der Urriese Ymir in der nordischen Mythologie sein gewaltiges Ende durch die jungen Götter Odhinn, Vili und Ve.

g) Wie aus den Leichen der babylonischen Urgötter die Welt gebaut wurde, so wird auch der Leichnam des Urriesen Ymir Baustoff für die Welt, wie das in der Edda, Grímnismál 40, 41, geschildert wird: „Aus dem Fleisch die Erde, aus dem Blut das Meer, aus den Knochen die Berge, aus dem Schädel der Himmel, aus dem Gehirn die Wolken . . .“

Die Übereinstimmung ist jedenfalls überraschend genug. Es sind allerdings auch große Verschiedenheiten vorhanden, aber trotzdem bleibt das Problem der Übereinstimmung. Auf welchem





Wege diese der sumerischen Mythologie entsprechenden Vorstellungen Eigentum der Nordgermanen geworden sind, diese Frage zu beantworten, geht über den Rahmen unserer Zielsetzung hinaus.

Die iranische Mythologie kennt einen Urmenschen Gayomaretan (der sterbliches Leben hat), der von Ahuramazda (Ormuzd) erschaffen worden war. Während dieser Urmensch schlief, geriet er in Schweiß und Ahuramazda ließ aus diesem Schweiß des Gayomaretan einen jungen Mann von 15 Jahren entstehen. Angra-mainyush (Ahriman) tötete den Gayomaretan; aus seinem Leichnam entstand (allerdings nach späteren Quellen) die Welt: Aus dem Kopf der Himmel, aus den Haaren die Pflanzen, aus den Tränen das Meer . . . (W. Koppers: Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen, in: Die Indogermanen und die Germanenfrage, 1936, S. 321). Dieser iranische Mythos hat mit dem nordgermanischen einen Zug gemein, der dem babylonischen fremd ist. Wie in der nordischen Darstellung das jüngere Riesengeschlecht aus dem Schweiß des schlafenden Urriesen Ymir entsteht, so bildet im iranischen Mythos Ahuramazda aus dem Schweiß des schlafenden Urmenschen Gayomaretan den jungen Mann. Es handelt sich hier jedenfalls um uralte Gedanken der Menschheit.

## 2. Das erste und das vierte Tagewerk

Auch die Schöpfungswerke des ersten und vierten Tages haben das orientalische Weltbild als Hintergrund. Die Gestirne werden im biblischen und im babylonischen Bericht erst nach Fertigstellung der Weltkugel gemacht. Früher ist es ja im Rahmen dieses Weltbildes auch gar nicht denkbar, weil man sie ja am Himmel befestigt dachte. Diese Vorstellung klingt klar aus dem Vers 17 heraus, wo es heißt: Und Gott setzte sie (die eben gemachten Gestirne — Vers 16) an das Firmament des Himmels. Im Zusammenhalt mit Vers 3—5, wo die Schöpfung des Lichtes berichtet wird, tritt hier eine ganz eigenartige Vorstellung zu Tage. Man wußte wohl, daß die Gestirne, vor allem Sonne und Mond, Licht spenden, aber man betrachtete sie nicht als die einzige Lichtquelle. Wir können etwa so sagen: man meinte nebenbei auch, daß das Licht von Gott in Kammern verwahrt wird; zur gegebenen Zeit sendet er es aus, damit es (vielleicht gedacht: eben von den Gestirnen aus) die Erde erleuchte. Ebenso meinte man, daß die Dunkelheit bei Tag in Kammern aufbewahrt wird und abends heraustritt und die Erde in Finsternis hüllt. Diese Vorstellung geht aus Versen des Buches Job klar hervor. So sagt Gott zu Job eben mit Anlehnung an diese Auffassung: „Wie geht der Weg zur Wohnung des Lichtes, wo hat das Dunkel seine Stätte, daß du beide (Licht und Dunkel) führest in ihren



Bereich und wüßtest die Pfade zu ihrem Haus?“ (38, 19 ff.). Damit klärt sich ein Rätsel auf, das schon viel Kopfzerbrechen verursacht hat, das nämlich, daß am ersten Schöpfungstag das Licht erschaffen wird, die Gestirne aber, die Quelle des Lichtes, erst am vierten Tag gemacht werden. Hier steht jene Vorstellung dahinter vom Licht, das in Kammern aufbewahrt wird.

Diese gleiche Vorstellung läßt sich auch aus dem babylonischen Bericht erschließen, wenn sie auch hier nicht so klar hervortritt. Vor der Schöpfung der Gestirne spielen sich nämlich im *Enuma elish* verschiedene Ereignisse ab, z. B. der Kampf mit Apsu, die feierliche Erhebung des Marduk zum höchsten Gott in der prunkvollen Götterversammlung, der siegreiche Kampf mit der Tiamat. Man wird kaum gedacht haben, daß das alles im Finstern geschehen sei. Das Licht vor der Erschaffung der Gestirne erscheint also hier schweigend vorausgesetzt.

Dazu kommt noch etwas. Wir haben früher gehört, daß das erste Götterpaar, das von Apsu und Tiamat gezeugt wurde, Lahmu und Lahamu ist. Der Sumerolog Deimel (*Enuma elish* und *Hexameron*, 1934, S. 24) meint nun, daß Lahmu „neues, junges Licht“ bedeutet und Lahamu „Mutter des Lichtes“. Diese Mutter des Lichtes wäre die Finsternis, weil das Licht aus der Finsternis geboren wird. Wenn diese Wortdeutungen richtig sind, dann geht auch aus dem *Enuma elish* ausdrücklich hervor, daß das Licht zu allererst, lange vor den Gestirnen, geschaffen worden ist.

### B. Offenbarung und Darstellungsform

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich unzweideutig, daß wir uns hinter dem biblischen Schöpfungsbericht *nicht das heutige Weltbild* zu denken haben und nicht die heutigen geologischen und physikalischen Kenntnisse, sondern das Weltbild und die naturkundlichen Ansichten der damaligen Zeit. Von unserem Weltbild hatte der biblische Schriftsteller keine Ahnung, und der Besitz einer solchen Kenntnis ist auch keine Forderung des Inspirationsbegriffes. Der biblische Autor hätte übrigens ein derartiges modernes Wissen gar nicht nutzbar machen können, weil die Menschen jener Zeit dazu noch nicht reif waren und auch nicht von heute auf morgen dafür reif gemacht werden konnten.

Eine Aufklärung über das wirkliche Weltbild war auch nicht der Zweck des Schöpfungsberichtes; sein Zweck war ja der, die damaligen Menschen über das Dasein und die Schöpfungstat Gottes auf die Art zu belehren, die ihnen am verständlichsten war. Am verständlichsten war sie sicherlich dann, wenn sie im Rahmen des damaligen Weltbildes und unter Zugrundelegung der damaligen Vorstellungen gegeben wurde.

So läßt sich erschließen, auf welche Weise der Schöpfungsbericht entstanden ist. Daß er die unveränderte Uoffenbarung sei,





ist nicht anzunehmen, weil er ja das sumerische Weltbild und auch sonst unverkennbar sumerisch-semitische Farbengebung zeigt. Das weist auf eine Zeit nach der Uroffenbarung hin, denn zur Zeit der ersten Offenbarung gab es weder Sumerer noch Semiten. Der biblische Schriftsteller hat viel mehr bei Wahrung seiner persönlichen Eigenart — und das gehört ja zum Inspirationsbegriff — unter dem Einfluß der Inspiration seinen Bericht aus uralten Quellen geschöpft, die auf die Uroffenbarung zurückgehen. Dabei hat er, ohne den Monotheismus zu beeinträchtigen, die seinen Lesern geläufige Vorstellungswelt, namentlich das damalige Weltbild, als Rahmen seiner Darstellung benützt.

Möglicherweise sind die babylonischen Schöpfungsmythen ein Nachhall der Uroffenbarung, die aber, wie an dem Beispiel Enuma elish zu sehen ist, durch polytheistische Fabeleien grauenhaft entstellt ist.

### *Der Heliand, eine Parallele*

Vielleicht dürfen wir sagen: der Verfasser des Schöpfungsberichtes ist bei der Schilderung des Baues der Welt durch die Hand Gottes ähnlich zu Werke gegangen wie der Verfasser des Heliand, da er vor den Augen seiner Sachsen in seinem Gedicht die neue Welt des Christentums erstehen ließ. Nur behalten wir dabei im Auge, daß er kein inspirierter Schriftsteller ist wie der Verfasser des biblischen Berichtes.

Bekanntlich hat der Helianddichter das ganze Geschehen des Evangeliums in seine germanische Welt hineingestellt und in germanischen Farben gemalt: Christus erscheint als Gefolgsherr, seine Apostel als Gefolgsmannen. Außerdem ist das Gewand des Gedichtes echt germanisch, der germanische Stabreim. Die Frage, ob der Helianddichter dabei nicht öfter zu weit gegangen ist, berührt uns hier nicht. Uns kommt es nur auf die Ähnlichkeit der Darstellungsform im Heliand und im Schöpfungsbericht an.

Der Heliand schreckt auch vor mythologischen Ausdrücken nicht zurück. So nennt er die Erde „Middilgard“. Das ist die Erde in der Vorstellung der heidnischen Germanen, die Wohnstätte der Menschen, die durch einen Grenzwall von den gefährlichen Riesen abgetrennt ist. Um diese Erde schlingt sich der Mithgarthsmormr, der Mithgarthwurm, die Mithgartschlange, die beim germanischen Weltuntergang im gegenseitigen Kampf zugleich mit Thorr fällt.

Ferner sagt der Heliand, daß die Wurdh, das ist die Norne, die Schicksalsgöttin, den König Herodes hinwegnahm; ein durchaus mythologischer Ausdruck für Sterben. Weiter nennt der Heliand den Weltuntergang, wie er im Evangelium geschildert wird, „Mutspell“, das ist aber eben das Wort, mit dem die heidnischen Germanen ihren eigenen, heidnisch gedachten Weltunter-



gang benannten und mit dem sie die krausesten mythologischen Vorstellungen verbanden. Ja, die Ausdrucksweise in Vers. 2591 läßt sogar noch die Vorstellung von Mutspell als einem persönlichen Wesen durchscheinen, die im Norden Platz gegriffen hat. Es heißt dort nämlich: Mutspelles megin obar man ferid; des Mutspell Macht fährt über die Menschen hin.

Der Verfasser des Heliand benützt diese Ausdrücke trotz ihres mythologischen Gehaltes, weil seine Sachsen mit ihnen einen Begriff zu verbinden vermochten, der eine Brücke zur betreffenden christlichen Lehre herstellen konnte. Er dachte offenbar: Was nützt es, neue Wörter oder theologische Fachausdrücke zu verwenden, für welche meinen Sachsen doch jedes Verständnis abgeht und von denen aus infolgedessen auch kein Weg zur christlichen Lehre hinüber gebahnt werden kann. Das mußte für den Anfang genügen. Der mündliche Unterricht hatte dann die jungen Christen immer tiefer in die Kreuzesreligion einzuführen und ihnen klar zu machen, daß es sich z. B. nicht um dasselbe Middilgard handelt, von dem die Alten erzählten, und nicht um dieselbe Wurdh und nicht um dasselbe Mutspell.

### *Göttliche Erziehungsweisheit*

So hat auch Gott den Verfasser des Schöpfungsberichtes von der Urflut erzählen lassen, davon, wie er durch das Firmament die oberen Wasser von den unteren schied, er hat in dieser Darstellung die Welt unter der Schöpferhand Gottes in der Gestalt erstehen lassen, in der man sie in jenen fernsten Zeiten dachte. Gott hat den biblischen Schriftsteller sogar das Wort Tehom für Flut gebrauchen lassen, obwohl das entsprechende Wort bei den verwandten Babyloniern eine mythische Gestalt bezeichnete — das alles, weil eben der biblische Schriftsteller und die Israeliten selber mit diesen Wörtern und Ausdrücken einen Sinn zu verbinden vermochten, während neu eingeführte Wörter und Wendungen für sie nur leerer Schall gewesen wären. Hier konnte die Offenbarung anknüpfen und von hier aus konnte sie ihren Lehrgang weiterführen, und die ununterbrochene Belehrung und vor allem der ganze Geist des Alten Testamentes bürgte dafür, daß das Volk diese Ausdrücke nicht im heidnischen, mythischen Sinn faßte, sondern in jenem Sinn verstehen lernte, der durch die Offenbarung mit ihnen verbunden erschien. Es sei hier daran erinnert, daß auch wir heute noch mythologische Wörter gebrauchen. Das sind z. B. unsere Wochentagsnamen, die ja von Bezeichnungen germanischer Götter hergeleitet sind und ihre erste Quelle wieder in — Babylonien haben.

Es ist das im Heliand und im Schöpfungsbericht fast so die Art, wie eine Mutter ihr Kind belehrt, wenn sie ihm Dinge klarmachen will, die jenseits des bisherigen Erfahrungsgebietes liegen.



Sie vermeidet Ausdrücke, die zwar die zu lehrenden Gegenstände und Verhältnisse genau bezeichnen, aber dem Kind ebenso unbekannt sind wie die Sache selbst. Sie benützt da lieber Wörter, die diese Dinge wohl ungenau bezeichnen, die aber dem Kind samt dem, was sie bezeichnen, schon geläufig sind. Sie redet mit dem Kind nicht vom Palast des Königs, sondern von seinem großen Haus, nicht von seiner Armee im wissenschaftlich-militärischen Sinn, sondern von seinen Soldaten. Sie schildert dem Kind das Himmelsglück z. B. so, daß dieses etwa den Eindruck gewinnt, daß es da droben etwas Gutes zum Essen gibt. Die Erkenntnis, daß dieses Glück geistig-überirdischer Art ist, diese „gute Speise“ der Genuß Gottes selber, wird es auf Grund dieser kindhaften Belehrung erst später gewinnen. Für die erste Kindheit genügt es, daß das Kind im kindlich gedachten Himmel sein Ziel erkennen lerne und sich jetzt schon darauf einstelle, dieses Ziel einmal sicher zu erreichen. Und wenn wir Erwachsene selber vom Himmelsglück reden, müssen wir uns auch verschiedener Bilder und Gleichnisse bedienen, und wenn wir drüben einmal die Vollreife erlangt haben, werden wir erkennen, wie wenig diese Bilder geeignet waren, die Wirklichkeit abzuzeichnen.

So hat also Gott, da er das Kind Menschheit über den Ursprung aller Dinge belehren wollte, seine Belehrung in die Welt dieses Kindes hineingestellt und nicht in die Welt des Erwachsenen, des Menschen des 20. Jahrhunderts. In dieser hätte sich das Kind Menschheit ja doch nicht zurechtgefunden, und die ihm zgedachte Belehrung hätte nicht sein geistiges Eigentum werden können.

Und wie das Kind, welches von der Mutter in kindlicher Weise belehrt wurde, auch zum Mann herangereift, das als Wahrheit anerkennt, was es damals über den Himmel gehört hat, jetzt aber freilich diese Wahrheit nicht mehr mit kindlichen Augen sieht, sondern mit dem reifen Verstand des Mannes, so anerkennt die Menschheit, die als Kind auf kindliche Art im Schöpfungsbericht über die Welterschöpfung unterrichtet wurde, nunmehr auch als Mann die Wahrheit des Schöpfungsberichtes, aber sie sieht diese Wahrheit nicht mehr mit den Augen des Kindes, sondern mit dem reiferen Blick des Erwachsenen. Der Rahmen, in welchen das Bild der Schöpfung hineingestellt worden war, ist zerflossen, und heute sehen wir diese selbe Wahrheit in einem anderen Rahmen, nämlich im Weltbild unserer Zeit. So verstanden, ist der Schöpfungsbericht nicht etwa ein Kindermärchen — Gott bewahre —, sondern ewige göttliche Wahrheit, dargestellt entsprechend dem kindlichen Fassungsvermögen der damaligen Menschheit.

„Kindliches Fassungsvermögen“! Auf dieses muß der Herrgott heute genau so Rücksicht nehmen, wenn er sich den Menschen





verständlich machen will, wie vor Tausenden von Jahren. Denn wenn wir gerade vorher die Entwicklungsstufe der heutigen Menschheit mit dem reifen Mannesalter verglichen haben gegenüber dem Kindheitsstadium zur Zeit des Moses und früher, so ist es bei aller Anerkennung des menschlichen Fortschrittes doch am Platz zu fragen, ob denn die Menschheit unserer Tage wirklich schon im Mannesalter steht und ob denn nicht auch unser Weltbild noch verschiedener Verbesserungen bedarf. Wahrscheinlich! Und wenn Gott heute eine Offenbarung über die Schöpfung gäbe, würde er sich unserem Fassungsvermögen anpassen und seine Offenbarung im Rahmen unseres Weltbildes und unter Zugrundelegung unserer Vorstellungen geben.

Und wieder nach Jahrtausenden würden sich die Menschen bei Erklärung dieses Schöpfungsberichtes aus dem 20. Jahrhundert genau so mit unserem veralteten und indessen verbesserten Weltbild auseinandersetzen müssen, wie wir es heute tun müssen mit dem Weltbild des alten Vorderasien.

Ein Vergleich zwischen dem biblischen Schöpfungsbericht und dem babylonischen Enuma elish zeigt, daß sich zwischen beiden eine ungeheure Kluft auftut. In der Bibel finden wir einen allmächtigen, unendlich weisen Gott, der vor allen Dingen war, der alles, auch den Urstoff, erschaffen hat. Im Enuma elish ist von einem solchen Gott keine Spur. Hier gibt es nur polytheistische Wahngebilde und mythologische Ungeheuer von entsetzlichen Ausmaßen und Gestalten — ein wahrer Hohn auf den wahren Gottesbegriff! Auch das beiden gemeinsame Weltbild und der gemeinsame Kulturboden vermögen diese Kluft nicht zu verengern, geschweige denn zu schließen. Das Weltbild ist in der Bibel und in Babel dasselbe, aber der *Gottesbegriff*, der hier und dort hinter ihm steht, ist unendlich verschieden. Darum sieht der Israelit trotz des Weltbildes, das er mit Babel gemein hat, die Welt selbst mit ganz anderen Augen als der heidnische Babylonier.

## Hervorragende Gestalten des alttestamentlichen Priestertums

Von Dr. Karl Fruhstorfer, Linz

### 2. Phinees

Durch furchtlosen, hell lodernden Eifer für die Ehre Gottes tat sich der nachmalige Hohepriester Phinees hervor, der Sohn Eleazars und ein Enkel Aarons (Ex 6, 25). Hinter seinem dunklen Äußeren barg sich der Lichtglanz einer glutvollen Seele. Der aus dem Ägyptischen stammende Name Phinees, hebräisch Pinechas,



bedeutet nämlich schwarz<sup>1)</sup>. Der dunkle Teint des Trägers dieses Namens wird den Anlaß zur Benennung gegeben haben.

Der Aufenthalt in *Setim* (Schittim), d. i. Akkazienau, im Lande Moab während des Wüstenzuges wurde den Israeliten zu einem Caput für Seele und Leib (Nm 25). Wieder richteten Gottessöhne ihre Augen auf Menschentöchter, und wieder wurde es jenen zum Verhängnis (vgl. Gn 6, 2). Die Israeliten ließen sich mit den Moabiterinnen ein. Die unlautere Liebe zu den letzteren führte dann zum Abfall vom Glauben an Jahwe. Die Moabiterinnen ließen auf den Rat des zwiespältigen Propheten Balaam (Nm 31, 16; Apk 2, 14) den Israeliten Einladungen zu ihren Götzenopfern zugehen, und die Israeliten leisteten Folge; sie nahmen an den heidnischen Opfermahlzeiten teil und beteten den Götzen *Beelphegor* (Ba'al Pe'or) an (Nm 25, 1 ff.), den die Moabiter und die mit ihnen verbündeten Madianiter (Nm 22, 4. 7) eifrig verehrten. Die Söhne Israels dienten diesem Götzen, indem sie ihm zu Ehren Unzucht mit den moabitischen Weibern trieben. So wurden sie Scheusale wie der Götze, den sie liebten (Os 9, 10). Das forderte den Zorn Gottes heraus. Gott befahl Moses, die Anbeter Baals angesichts der Sonne hinzurichten<sup>2)</sup>. Damit es sich handgreiflich zeige, daß der Sonnengott Baal, zu dem sie anbetend ihre Hände erhoben hatten, ein ohnmächtiger Götze ist, der seinen Anhängern nicht helfen kann, sollten sie „angesichts der Sonne“ schmachvollen Tod erleiden. Moses gab den Auftrag Gottes den Vorstehern Israels bekannt.

Schon war das Todesurteil über die Anbeter Baals gesprochen. Schon wütete eine von Gott zur Strafe verhängte Plage. Moses und die es mit ihm hielten, wehklagten vor dem Eingang der Stiftshütte. Da führte Zambri, ein angesehener Israelit aus dem Stamme Simeon (Nm 25, 14), vor den Augen Moses' und des Volkes die einem hervorragenden Geschlecht entstammende Madianiterin Cozbi (V. 15) herbei, eine „Priesterin“ des Götzen Beelphegor, stellte sie seinen Stammesgenossen vor und verschwand mit ihr in dem Zelt, das der Ausübung des unzuchtigen Kultes dieses Götzen diente. Wie der Priester Phinees das sah, glühte heiliger Zorn in ihm auf. Seine Hände erfaßten eine Lanze<sup>3)</sup> (V. 7

<sup>1)</sup> Ed. König, Hebr. u. Aram. Wörterbuch zum Alten Testament<sup>5</sup>. Leipzig 1931, S. 362. Kalt, Bibl. Reallexikon<sup>2</sup>. Paderborn 1939, II, Sp. 381 s. v. Phinees.

<sup>2)</sup> Die verschiedenen Deutungen, die das hebr. Verb 'jaka' (Nm 25, 4) gefunden hat, siehe in Gesenius-Buhl, Hebr. u. Aram. Handwörterbuch<sup>10</sup>. Leipzig 1915, S. 314. Vulg. bietet: suspende in patibulis. — Statt rasche = principes im selben V. ist zu lesen: rish'e = reos: Hummelauer, Numeri (Cursus Script. S.). Parisiis 1899, pg. 311.

<sup>3)</sup> Vulg.: Dolch.



H. T.), er geht den beiden nach, betritt das Zelt und durchbohrt beide. In flagranti waren sie ertappt worden, in der Sünde erteilte sie der Tod (V. 6 ff.).

Ob der eifervollen Sühnetat des Priesters Phinees ließ Gott die Plage aufhören, der bereits 24.000 Personen (V. 9) erlegen waren. Gott schloß sodann mit dem Priester Phinees einen *Friedensbund*. Jahwe versprach ihm und seinen Nachkommen das Hohepriestertum für immer zum Lohne dafür, daß er für die Ehre Gottes geeifert und so Israel entsühnt hat (V. 12 f.; Sir 45, 30; 1 Makk 2, 54). Aus dem Buche der Richter (20, 26 ff.) erfahren wir, daß Phinees zur Zeit des Bürgerkrieges mit den Benjaminiten als Hohepriester seines Amtes in Bethel<sup>4)</sup> waltete, wo damals die Bundeslade sich befand. Doch gehörte zur Zeit Samuels der Hohepriester Heli der Linie Ithamar an<sup>5)</sup>. Was die Suspendierung des Hauses Eleazar herbeiführte, geht aus der Bibel nicht hervor. König Salomo setzte wieder einen Nachkommen Phinees', Sadok, zum Hohenpriester ein (3 Kg 2, 35; 1 Par 6, 4. 8).

Der unerschrockene Mut des Priesters Phinees war es auch, der Moses veranlaßte, denselben beim *Vernichtungskrieg gegen die Madianiter* ins Feld zu senden und ihm dabei die heiligen Geräte und die Kriegsposaunen anzuvertrauen (Nm 31, 6). Sind unter den „heiligen Geräten“ nur die Urim und Tummim (Ex 28, 30) gemeint, damit Phinees als Stellvertreter seines Vaters, des Hohenpriesters Eleazar, den Willen Jahwes gegebenenfalls erkunden könnte?<sup>6)</sup>

Sein für die Ehre Gottes brennender, durch keine irdische Rücksicht gedämpfter Eifer machte ferner Phinees zum *Führer und beredten Mund der Gesandtschaft*, die unter Josue an die transjordanischen Stämme geschickt wurde, als diese am Jordan einen Riesenaltar errichtet hatten (Jos 22, 10 ff.). Derselbe erweckte nämlich den Verdacht eines Schismas. Ist es nicht der Priestereifer Phinees', der aus den Worten der Gesandtschaft lodert: Warum verlaßt ihr Jahwe, den Gott Israels, da ihr Altar gegen Altar errichtet? Habt ihr nicht genug an dem Frevel mit Beelphegor? Wollt ihr das Strafgericht Gottes von damals erneuern? (V. 16 ff.) Die Oststämme beteuerten in ihrer Antwort, daß sie keinen zweiten Opferaltar errichten wollten; der erbaute, weithin sichtbare Altar will nicht der Darbringung von Opfern dienen, sondern nur sichtbares Zeichen dafür sein, daß der gleiche

<sup>4)</sup> = domus Dei in Vulg. (V. 26).

<sup>5)</sup> Wie sich aus dem Zusammenhalt von 1 Sm 14, 3; 22, 20 und 1 Par 24, 3 ergibt. — Ithamar war Bruder Eleazars (Ex 6, 23).

<sup>6)</sup> Vgl. *Hummelauer*, a. a. O., S. 345; *Heinisch*, Das Buch Numeri. Bonn 1936, S. 117. Über die geheimnisvollen Urim und Tummim (Vulg. doctrina et veritas) handelt ausführlich *Gabriel*, Untersuchungen über das alttest. Hohepriestertum. Wien 1933, S. 91 ff.





Glaube an Jahwe die Oststämme mit den Weststämmen verbindet (V. 22 ff.). Mit dieser Erklärung gab sich Phinees und mit ihm West-Israel zufrieden. Ein Bürgerkrieg war so verhütet worden.

In dankbarer Anerkennung seiner besonderen Verdienste um Israel erhielt Phinees die Stadt Gabaath auf dem Gebirge Ephraim, in der sein Vater, der Hohepriester Eleazar, begraben wurde (Jos 24, 33).

Der eifervollen Sühnetat des Priesters Phinees gedenken rühmend Jesus Sirach, der ihn darob in den Kanon der Großen und Heiligen Israels einreichte (Sir 45, 28 ff.), der Sänger des historischen Psalms 105 (V. 28 ff.) und der Heldenpriester Mathathias. Letzterem schwebte das Beispiel des eifernden Priesters Phinees vor Augen, als er selbst einen abtrünnigen Volksgenossen, der über Aufforderung des Gesandten des Königs Antiochus-IV. Epiphanes ein Götzenopfer darbringen wollte, am Altar samt dem königlichen Abgesandten tötete (1 Makk 2, 23 ff.). Sterbend hat Mathathias seinen Priester-Söhnen den Priester Phinees als nachzuahmendes Beispiel des Eifers für die Ehre Gottes hingestellt (V. 54).

Vom neutestamentlichen Standpunkt aus ist der keine Menschenfurcht kennende Eifer für die göttliche Ehre, der den Priester Phinees entflammte, gewiß auch des größten Lobes würdig, aber die Art der Betätigung des Eifers in Setim atmet nicht den Geist des Evangeliums. Christus hat bei seiner Gefangennahme zu Petrus, der nach dem Schwerte griff, gesprochen: Stecke dein Schwert in die Scheide! (Jo 18, 11.) Und als die Apostel Jakobus und Johannes Feuer vom Himmel herabrufen wollten auf die ungastlichen Samariter, verwies es ihnen der Gottmensch (Lk 9, 53 ff.). Doch kann Phinees nicht der Ungerechtigkeit geziehen werden. Gott hatte ihm das Schwerfrecht über die Götzendienere durch Moses übertragen.

## Der ringende Christ, gezeigt an Michelangelo<sup>1)</sup>

Von DDr. Karl Eder, Linz

„Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor  
und würde Geist,  
Wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal,  
ihr entgegenstände“  
(Hölderlin)

### Einleitung

Paulus hat einen Durchblick gegeben über die Stellung des Christen, der in seiner Klarheit unüberbietbar ist. Er sagt: „Ist einer in Christus, so ist er ein neues Geschöpf“ (2 Kor 5, 17).

<sup>1)</sup> Vorlesung auf der Jungakademiker-Woche in Ort bei Gmun-  
den am 29. August 1946.



Über diesen Gegenstand schrieb Karl Prümm S. J. das Buch „Christentum als Neuheitserlebnis, Durchblick durch die christlich-antike Begegnung“. In einer Osterhomilie sagt der Blutzuge Hippolyt von Rom, einer der geistvollsten Väter der Verfolgungszeit: „Die Jungfrau gebär, der Lebendige lag an der Mutterbrust, das Licht empfing die Erleuchtung, der Herr wurde versucht, der Richter gerichtet; der Leidensunfähige litt im Fleische und der Unsterbliche starb; der Himmlische wurde begraben und stand von den Toten auf. Sind das nicht neue Dinge?“ Dazu bemerkt Prümm: „Da die Christusschenkung eine Stiftung für die ganze Dauer des messianischen Äons ist, so eignet diesem Erlebnis auch eine überzeitliche Daseinskraft. Das Christentum ist imstande, in den Geschlechtern aller Zeiten die gleiche Neuheitsempfindung hervorzurufen wie in der Urkirche.“<sup>2)</sup>

In diesem Sinne erfährt auch in einem im allgemeinen vechristlichten Lande jede Geschlechterfolge das Christentum als *Neuheitserlebnis*. Es geht um die Auseinandersetzung über die ewig alten und doch so jungen Fragen vom Menschen und um die Klärung der Zeitprobleme vor den Werttafeln des Christentums. Das Menschenbild, das die Geister beherrschte, als das Christentum zum erstenmal die Bühne der Geschichte betrat, war gespeist von Hesiod, von der Orphik, von Platon, den Tragikern, von Epikur und der Stoa; das Geschichtsbewußtsein war von den griechischen Formen der Zeitspekulation, besonders vom Tychegedanken, beherrscht, im Westen von der Säkularidee. Man denke an die Säkularfeier des Augustus, die Horaz in seinem *carmen saeculare* verewigt hat!

Die Gegenwart weist weder ein einheitliches Menschenbild noch ein ausgereiftes Geschichtsbild aus. Beide sind in Einzelprobleme aufgespalten. Aber mit eben diesen Einzelproblemen, z. B. dem Rassismus in der Anthropologie oder dem Kommunismus in der Soziologie, hat sich das Christentum, hat sich der einzelne geistig gerichtete Christ auseinanderzusetzen. In diesem Sinne ist die Zeit gottgegeben, dem einzelnen als Aufgabe zugewiesen. In dieser Schau tritt uns der Christ als Ringender entgegen. Dazu kommt noch ein zweites Feld, auf dem der einzelne — paulinisch ausgedrückt — um den Kranz laufen muß, die durch den Lebensablauf jedes Menschen an und für sich gegebene Problematik, die auch dem Christusgläubigen nicht erspart bleibt.

## Erster Teil: Allgemeine Gesichtspunkte

### 1. Der Christ in seiner Zeit

Auch die Gegenwart ist letzten Endes, trotz allem Gottes. Ob man in eine Epoche des Friedens, der Ruhe und der Kulturpflege

<sup>2)</sup> A. a. O., 469.



oder in eine Phase des Umsturzes, des Zusammenbruches und des Chaos hineingeboren ist, christliche Einstellung verlangt ein vorbehaltloses, entschiedenes: *Ja, Vater!* Dieses Ja sanktioniert nicht das Böse der Zeit, sondern die Zeit als solche. Wir müssen scharfsichtig werden auch für die positiven Werte eines Umsturzes, gar einer Zeitenwende, in der wir leben. Fort ist der dicke Belag der Staubschichten, die sich auf Zustände und auf das Denken der Menschen gelegt haben. Zertrümmert sind die Sackgassen, in die so viele Entwicklungen geraten sind. Abgetragen sind manche Hügel und ausgefüllt so manche Täler, die die Wege von Mensch zu Mensch versperrten; ja sogar wieder flüssig und weich geworden sind die Krusten der Vorurteile, die sich wie Lava über einst blühendes Leben gelegt und es vernichtet haben. Zusammengeschweißt sind die in Stücke gebrochenen Beziehungen der Menschen untereinander, weil die Zeit die Lötflamme über sie hielt. Gefunden haben sich viele, die durch tiefste Gräben getrennt waren, weil ein letztes Gemeinsames in Stunden höchster Not sie zusammengeführt hat.

Nichts ist schwerer zu ertragen als eine lange Reihe von guten Tagen: Im Leben des einzelnen, im Leben eines Volkes, im Leben der Völker. Da kriechen sie heraus wie die Würmer nach einem warmen Regen: Anmaßung und Dünkel, Einbildung und Aufgeblasenheit, Verwöhnung in Ansprüchen und Unzufriedenheit mit allem. Kleinigkeiten werden aufgebläht, das Eigentliche tritt mehr in den Hintergrund. Man umgibt sich mit Versicherungen gegen Unfall, Naturkatastrophen, Einbruch, Krankheit und Tod. Die gewaltigen Kräfte, die am Grunde der Menschenseele schlummern, verkümmern, niemand weckt sie, sie haben keine Gelegenheit sich zu bewähren. Die großen, das Leben beherrschenden Gegensätze will man nicht mehr sehen; man versucht Harmonisierungen, wo es solche nicht gibt, vergreift sich vielleicht gar am Ernst des Kreuzes und erniedrigt Religion zur Stimmungssache. Verspießerung, Verfettung, Verbürgerlichung sind die Folgen — bis das Gewitter losbricht, Menschengenerationen in Leid versinken, blühendes Land verheert wird, Zeugen stolzer Kulturentfaltung in Schutt und Trümmern liegen, so daß bange Untergangsstimmung und Gerichtsangst die Menschen mit Schauer erfüllen. Und wie von selbst, von niemandem beschworen, sind die Bilder von Weltuntergang und aus der Apokalypse wieder in allen Köpfen.

Gewiß! Namenloses Leid überkommt auch die Schuldlosen. Aber wer darf sich außer Kindern so nennen? Wertvollste Schöpfungen sind zerstört für immer. Ist nicht eine einzige Menschenseele mehr wert als diese Gemächte? Aber die Kirche





und der Glaube sind bedroht. Nicht eine Gelegenheit für das Großexperiment: Wer kann mehr? Er, der Herr, oder die anderen? So viele haben den Glauben an alles Gute im Menschen verloren. Ist nicht mehr der Glaube an den unendlichen Gott? Sie haben auch diesen Glauben verloren; es war und ist zu viel. Haben aber nicht viel mehr zurückgefunden und den wiedergefunden, der mehr ist als alles hier auf Erden? Aber dahin sind Friede und Ruh', eingekehrt Sorge und Not. Ist es nicht notwendiger, daß die Menschen einmal stützen, aufsehen, erschreckt sind, fragen, herauskommen aus der Dumpfheit gleichförmigen Behagens?

Und nun den Spieß umgekehrt! Wer entbindet im Menschen die unbekannten Kräfte? Die Not. Wer verzehnfacht diese Unbekannten? Die Gefahr. Wer ruft die heroische Seite des Menschen auf? Die Entscheidungsstunde. Wer härtet ihn, daß alles Faule, Weichliche, Träge abgestreift ist? Der Kampf.

Wer zwingt ihn zur Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, einer Vorbedingung innerer Entfaltung? Das eiserne Muß.

Wer schärft den Blick für das Wesentliche? Das Unglück.

Wer lehrt die Menschen, daß sie auf Menschen nicht rechnen sollen? Die bittere Erfahrung. Wer gibt Gelegenheit, sich zu bewähren? Die lange Dauer des Unglücks.

Daraus ergibt sich eine andere Bewertung auch der Menschen und ihrer Situation in Krisen und Entscheidungszeiten. Es ist unsachlich, nur das Negative zu sehen. Man muß auch das Positive sehen. Man muß sich allerdings zu dieser Auffassung durchringen und den erkämpften Standpunkt behaupten.

Nochmals: Die dunklen Seiten solcher Umstürze sollen nicht abgeschwächt werden. Sie bestehen bis zur Entfesselung des Dämonischen. Das sittliche Elend und die moralische Verkommenheit, die Gefährdung durch materielle Not und durch Überbeanspruchung der Nerven, der ungeheure Ausfall jungen Lebens durch Krieg und Brutalitätspolitik sind Tatsachen. Und dennoch bleibt es dabei: Gerade der Christ ist in solchen Zeiten besonders aufgerufen, und zwar das spezifisch Christliche mit dem Kreuz als Grundformel.

Wir dürfen noch einen Schritt weitergehen. Es ist gerade für den aufgeschlossenen Christen eine Ehre und in gewisser Hinsicht eine Freude, in solch außerordentlichen Zeiten zu leben. Er darf Zeuge des experimentellen Nachweises sein, daß die Grundsätze seiner Religion richtig sind. Die Kampfidelogie des Christentums ist ihm von Kindheit her vertraut, nun sieht er diese Grundsätze im Einsatz. Darüber darf sich jeder freuen. Er darf zufrieden sein, wenn er sich sagen kann: Ich brauche mich nicht umzustellen. Ich kenne mich aus. Meine Anschauungen



sind richtig. Vor allem lernt der Mensch viel großzügiger denken, seine Maßstäbe vergrößern sich, er wächst über sich hinaus.

Eindringlich, Herz und Verstand gleichzeitig berührend, hat Anton Wildgans diesen Gedanken mit seiner hohen Kunst so ausgedrückt:

Stimme zu Gott im Kriege<sup>3)</sup>.

„Laß es genug sein, Herr! Muß es noch sein?! —

Doch alle Himmel bleiben stumm wie Stein.

In Millionen Augen lischt das Licht! —

Doch sind darum die Tage dunkler nicht.

In Millionen Herzen friert das Blut! —

Doch ungezählte sind voll Lebensglut.

Verheert sind viele Städte, Flur und Feld! —

Ein bißchen Erde ist noch nicht die Welt.

Ströme von Tränen quellen bitterschwer! —

Ein bißchen Salz ist lang noch nicht das Meer.

Doch dem Gesetze, dem deinen, spricht es Hohn! —

Was weiß denn solch ein Menschenkind davon?“

Darum keine Sehnsucht nach Zurück, keine falsche Romantik! In diese Zeit bin ich hineingeboren, diese Zeit werde ich bejahen und ihre Antriebe zur Entfaltung meiner christlichen Substanz benützen. Das Wie führt uns so recht eigentlich vor unsere Frage: Der ringende Christ.

## 2. Der ringende Christ

Alles Leben unterliegt Spannungsgesetzen, angefangen von der beständigen Erneuerung der einzelnen Zelle bis zum freigeschaffenen Gedanken eines Menschen. Der Christ steht daher mit der Tatsache seines inneren Ringens nicht außerhalb, sondern innerhalb eines Grundgesetzes des Natur- und Geisteslebens.

Nun gibt es zwar ungebrochene Gläubigkeit und die Problemlosigkeit unkomplizierter Naturen. Doch gehören diese meist dem einfachen Volke an. Der durch Studium vor die erregende Vielfalt der Probleme Gestellte wird sich in vielen Fragen erst allmählich zur Klarheit durchringen müssen. Stärke und Dauer dieses Ringens sind verschieden. Während bei manchen Naturen die Auseinandersetzung zwischen Religion und Leben nur Episode ist, wird sie bei anderen zur Epoche, zu einem lange Jahre sich hinziehenden Prozeß, der mit tiefgehenden Seelenleiden verbunden ist. Ja, er kann sich zu einer dramatischen Höhe und zu einem Grade steigern, der den Ringenden zu vernichten droht.

Nur kurz kann eine Reihe von Polen angeführt werden, zwischen denen der elektrische Funke des Lebens überspringt.

<sup>3)</sup> Späte Ernte, 77.



Es gibt natürliche und übernatürliche. Dazu ist zu bemerken, daß sich aus der christlichen Gesamthaltung auch für die natürlichen Gegensatzpaare gewisse Ableitungen ergeben.

#### a) *Natürliche Gegensätze*

*Leib — Seele.* Ich höre: „Mens sana in corpore sano“, und „... die Seele ist mehr als der Leib.“ Was ist anzustreben? Harmonischer Ausgleich! Dem Leib sein Recht in Nahrung und Schlaf, in Abwechslung zwischen Arbeit und Rast, in ernster Tätigkeit und Entspannung! Vorzüglich für die so beanspruchende geistige Tätigkeit ist Ausgleich durch Wandern, Turnen, Sport, Spiel, Leibespflge und Nervenhygiene unerläßlich, einfach eine Forderung gemäß dem fünften Gebot des Dekalogs, das positiv lautet: Achte auf deine eigene und auf fremde Gesundheit. Dazu gehört einfache tätige Lebensführung, Ausschaltung der Reizgifte. Es sollte der Stolz der Jugend sein, den Leib, dieses Wunderwerk des Schöpfers, zum brauchbaren Werkzeug des Geistes zu machen. Ich kann mir den geistigen Arbeiter ohne Abhärtung nicht vorstellen.

Gewisse Strenghelten und übertriebene Abtötungsübungen vergangener Jahrhunderte gehören der Vergangenheit an. Sie sind nicht nachzuahmen. Der Mensch der Jetztzeit ist so überbeansprucht, daß die gleichmäßige Last, die er zu tragen hat, allein schon eine aszetische Übung ersten Ranges ist. Zur Nervenhygiene gehört unter anderem auch die regelmäßige schöpferische Pause und vor allem der natur- und gottgegebene Rhythmus zwischen Arbeit und Ruhe. Also der Sonntag, aber christlich!

*Jugend — Alter.* Die naturgegebene Spannung ist bei allen Kulturvölkern überbrückt gewesen durch die Achtung vor der Erfahrung der Älteren einerseits, vor der Frische der Jugend, die das Leben vor sich hat, anderseits. Es gibt geschriebene und ungeschriebene Rechte jeder Altersstufe. Wo Sinn für Recht und Billigkeit vorhanden ist, geht es; wo gute Formen dazukommen, ohne Mühe. Nur ein gott- und geistverlassenes System konnte es so weit bringen, daß die natürliche Herzlichkeit dem Argwohn und Mißtrauen weichen mußte. Spuren dieser geistigen Wurzelvergiftung sollen raschest beseitigt werden.

*Mann — Frau.* Zu Thema I wird viel geredet, ein Zeichen, daß etwas nicht stimmt. Auch Schweigen ist Scham. Es gehört zum Normalen, daß jeder Mensch in der Entfaltung der Naturkraft ein Ringender ist. Erst der Adel innerer und äußerer Bewahrung läßt die Reife voll erblühen.

Wie kann ich dem Bruder, wie der Schwester in ihrem Ringen ein Helfer sein? So geht die Frage der Christen. Eine Beschädigung am Baum und Strauch bemerkt jeder, die Verletzungen an





fremder Seele — ihr Schöpfer. Die Gesinnung aufrichtiger Nächstenliebe und der Selbstlosigkeit ist eine mächtige, viel zu wenig erkannte Hilfe in der Ordnung der Geschlechterspannung.

*Weltbejahung — Weltentsagung.* Beide Haltungen gehen von einem richtigen Kern aus. Die Bejahung vom großen Schöpfergebot: Beherrscht die Erde und machet sie euch untertan. Es ist der große Kulturauftrag Gottes an die Menschheit. Mit ihm hängt alles, was Arbeit, Leistung, körperliche und geistige Fähigkeit anlangt, zusammen. Wir können uns auch den Christen nur tätig, nicht müßig vorstellen.

Aber schon das Alte Testament hat das schwermütige Wort: Völker mühten sich ab um das Nichts und Nationen um das Feuer. Höchst zeitgemäß im Zeitalter der Atomenergie! Oder: Des vielen Bücherschreibens ist kein Ende. Und wer die Erkenntnis mehrt, mehrt auch das Leid. Und schon das Alte Testament hat im Siracidën seinen Schopenhauer.

Vielleicht ist es auch uns schon so gegangen. Wir haben schwer geistig gearbeitet. Nun schlagen wir die Nachfolge Christi auf und es ist, als wären wir in eine andere Welt versetzt. Wir lesen ein Kapitel. Dieses andere wirkt so stark, daß wir zu zweifeln beginnen: Ist das, was ich da treibe, doch der richtige Weg für mich? Ist das jahrelange Abschließen nicht auch eine Verkümmern des Menschlichen, vor allem des Christlichen? Was hätte ich z. B. in sozialer Hinsicht tun können? Ein Student hat eine Nacht durchstudiert, er begegnet frühmorgens einer Schwester, die einen Schwerkranken gepflegt hat, der hilflos daheim liegt: Not, brennende leibliche und seelische Not ringsum. Und was tue ich? Die Möglichkeit, daß ich studiere, ist in erster Linie dadurch gegeben, daß die meisten Menschen körperlich arbeiten. Hohe Verantwortung vor Zeit und späterer Rückerstattung!

Im ganzen 19. Jahrhundert zog die Weltbejahung unter der Fahne des Kulturfortschrittes einher. Im 20. Jahrhundert ist es davon still geworden. Der Stich ins Welke, Gelbe liegt auf diesem Lösungswort, das abfällt wie das herbstliche Blatt. Gandhi hat einmal gesagt: Europa hat die Seele verloren. Das ist die Überzeugung des Ostens. Als letzter kärglicher Rest steht vielleicht noch da und dort ein Haus eines beschaulichen Ordens, seine Insassen verdächtigt und kritisiert als Nichtstuer, als überflüssige Esser. Zu leben in dieser Welt und doch nicht dem Geiste dieser Welt zu verfallen, das ist die hohe Kunst des Christen der Jetztzeit.

*Autorität — Freiheit.* Hüben Papst, Konzil, Bibel, Tradition, drüben die Freiheit des Christenmenschen. Hier das Du sollst, dort das persönliche Gewissen. Man kann im allgemeinen sagen, daß der Weg der Autorität über das Gewissen des einzelnen führt, aber es hat schmerzliche Konflikte gegeben. Eine vernünftige Erziehung



wird es mit der Erbweisheit der Kirche halten und möglichst Einblick in die Gründe der Behandlung gestatten. Aber es kann Fälle geben, in denen der Obere sofort Gehorsam fordern darf, vielleicht muß.

Nun macht vielen weniger der von Bibel und Katechismus als der vom CJC. geforderte Gehorsam Schwierigkeit. In der Abhandlung „Das Seelsorgsproblem der Spannung zwischen christlicher Autorität und persönlicher Freiheit“<sup>4)</sup> habe ich die Lösung so formuliert, daß außerordentlich scharf der Blick für die persönlichkeitsunterbaute Echtheit und Zuständigkeit der Autorität, und wie verfeinert das Gefühl für die persönliche Freiheit geworden ist (S. 295). Christliche Autorität als Kunst, Freiheit als Aufgabe!

*Individuum — Gemeinschaft.* Gerade der geistige Arbeiter erlebt diese Spannung immer wieder an sich selbst. Versenkt er sich in seine Arbeit, so bedeutet das Entzug für andere. Hat er eine große Arbeit begonnen, so heißt das eine Anzahl von Lebensjahren auszustreichen. Er löscht seine Existenz dadurch, daß er sie auf einen Punkt konzentriert, für die anderen förmlich aus. Ja, es gibt Fälle, in denen man einem solchen Forscher sagen muß: In Ihrer Lage begehen Sie ein Unrecht, wenn Sie heiraten, weil Sie Ihre Frau völlig vernachlässigen werden. Die meisten werden sich um eine Synthese bemühen, die im Durchschnitt auch möglich ist. Denn als warnende Karikaturen völliger Vereinseitigung erheben sich der Solipsist und der Vereinsmeier.

Hier muß der Christ durch Scylla und Charybdis finden. Er schätzt das Alleinsein, aber auch die Arbeit in Familie und Staat, in Pfarre und Weltkirche, in kulturellen und caritativen Vereinen.

#### b) Übernatürliche Spannungen

*Natur — Übernatur.* Der Christ gehört laut Offenbarung zwei verschiedenen Welten an. Jede dieser Welten hat eine gewisse Eigengesetzlichkeit und setzt den Menschen gewissen Erprobungen und Gefahren aus.

Da ist auf der einen Seite die durch die Hinaufnahme der Adamsnatur in eine höhere Seinsfläche gegebene Erhöhung der menschlichen Natur, deren größten Adelsbrief doch die Annahme der Menschennatur durch den Logos bildet. Seit der Menschwerdung des Herrn liegt der Abglanz einer neuen Würde auf der menschlichen Natur. Der Mensch, bestehend aus Leib und Seele, ist nicht nur somatologisch das größte Kunstwerk der Natur, sondern als Erlöster auch ein Wunder der Übernatur.

Gerade der seines Taufversprechens bewußte Christ wird zeit-lebens um die Annäherung an das Ideal des Christenmenschen rin-

<sup>4)</sup> Wendelin Meyer und Paschalis Neyer, *Gestaltkräfte lebensnaher Seelsorge* (1939), 284/312.



gen. Eine ungeheure Spannung, die größte Spannung seines Daseins, ist dadurch in sein Leben geworfen. Er empfängt seine Antriebe nicht mehr aus der Welt des Diesseits, seine Wertmaße sind nicht einfach diesem Erdenleben abgenommen, sein Ziel kann nicht die Eudaimonie relativen menschlichen Behagens sein, sondern er ist einem neuen Kosmos mit neuen Antrieben, Wertmaßen und Zielsetzungen eingeordnet. Eingespannt zwischen Zeit und Ewigkeit, Gott und Welt, Himmel und Hölle, wird der Christ seinen Erdenpfad anders gehen als der Nichtchrist. Seine Perspektive ist unendlich höher, sein Horizont unvergleichlich weiter, seine Aufgabe ebenso größer.

Ich rufe die persönliche Erfahrung zum Zeugen auf, ob nicht Vorgänge im eigenen Bewußtsein seit den Tagen der Kindheit uns diese Spannung bezeugen. Gerade das kindliche Ahnungsvermögen, diese metaphysische Urgabe der Natur, läßt die Gedanken adlergleich emporfliegen und die überraschendsten Erkenntnisse einheimsen. Weltleid und Traurigkeit über das Böse, die elementare Überzeugung von der Kürze der Lebenszeit, der Nußschalencharakter der eigenen Existenz auf stürmischer See, die große Hilfsbedürftigkeit und die ganze Größe des Vaters im Himmel, — all das sind nicht nur Gegenstände dogmatischer Handbücher, sondern schon der christlichen Kindesseele. Ganz zu schweigen von der unaussprechlichen Erschütterung über die erste Begegnung mit dem Bösen in der kleinen Kindersünde.

Demgegenüber bleibt die andere Urtatsache aber ebenso fest bestehen: die menschliche Natur mit ihrem Sosein, mit ihren Begrenzungen, mit ihrer Brüchigkeit und Anfälligkeit, mit ihrer Disposition für Infektionen aus dem Reiche des Bösen.

Körperlich ist der Genotyp festgelegt vom Augenblick der Verschmelzung der Eizelle mit der Samenzelle, und nur innert einer geringen Breite gibt es durch Fremdbearbeitung und Selbstformung Variationen. Das Holz, aus dem man geschnitzt ist, kann man im Grunde nicht ändern. Seelisch liegen die Verhältnisse nicht gleich, aber doch ähnlich. Denn nicht nur scheinen nach Kretschmer Zusammenhänge zwischen Körperkonstitution und Charakter zu bestehen, sondern es gilt des Werkzeugcharakters des Leibes für die Seele zu gedenken. Dispositionen für Gemüts- und eigentliche Geisteskrankheiten werden weitergegeben. Ähnliches gilt für Genialität. Derselbe Kretschmer schreibt in seinem Buche „Geniale Menschen“: „Je mehr man Biographie studiert, desto mehr wird man zu der Vermutung gedrängt: dieses immer wiederkehrende psychopathologische Teilelement im Genie ist nicht nur eine bedauerliche äußere Unvermeidlichkeit biologischen Geschehens, sondern ein unerläßlicher innerer Wesensbestandteil, ein unerläßliches Ferment vielleicht für jede Genialität im engsten Sinn des Wor-





tes.“<sup>5)</sup> Es sei ferner erinnert an den Zusammenhang zwischen der Triebstruktur eines Menschen und seiner geistigen Betätigung. Zutreffend hat das Nietzsche beobachtet, wenn er sagt: „Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen ragt bis in die letzten Gipfel seines Geistes hinauf.“

So zieht also der Mensch, das präformierte Gebilde zweier langer Ahnenreihen, seinen durch Zeit und äußere Umstände irgendwie vorgezeichneten Weg, dennoch aber erfüllt vom Bewußtsein innerer Freiheit und Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen, und als Christ durchdrungen von der Überzeugung seiner Gotteskindschaft. Diese Einsicht führt auf eine weitere Polarität in der Übernatur.

*Gnade — Freiheit.* Damit ist wohl die schwierigste unter den dunklen Fragen angeschnitten. Die Freiheit definiert man als die Macht der inneren Selbstbestimmung unter den gegebenen Umständen und Voraussetzungen. Gnade ist jede übernatürliche Gabe, die Gott einem vernünftigen Geschöpfe zur Erlangung des ewigen Heiles verleiht. Es ist Lehre der Kirche, daß der menschliche Wille unter dem Einfluß der Gnade frei bleibt. Über das Wie der Zusammenwirkung dieser zwei Komponenten entstand der Gnadenstreit. Die Frage war: Unterscheidet sich die wirksame Gnade von der bloß zureichenden (aber unwirksamen) innerlich, ihrem Sein nach oder sind sie innerlich gleich, so daß die Wirksamkeit von der Zustimmung des menschlichen Willens herrührt? Letzteres lehrte Molina S. J. (Molinismus), das Gegenteil der Dominikaner Bañez (Thomismus). Die Päpste ließen beide Ansichten bestehen und verboten die gegenseitige Verketzerung.

Für den ringenden Christen heißt der Grundsatz: Mitwirkung mit der Gnade und niemals eine verschmerzte Gnade. Das Hinhorchen auf die feinen Seelenregungen, auf den Abstreit der Motive untereinander, auf innere Erleuchtungen und Einsichten ist unerläßlich.

### c) Die Lebenswerte

Das Ringen ist nicht bloß infolge der Spannungspolarität die für den Christen gegebene Haltung, sondern auch unter Rücksicht auf die Rangordnung der verschiedenen Lebenswerte. Es gibt schöpferische Werte, die wir verwirklichen durch Leistung. Das geht vor allem die Arbeit des Menschen an. Es gibt Erlebniswerte, die dadurch gesetzt werden, daß wir durch ein Erlebnis aufgewühlt und belebt, eine Bereicherung der Persönlichkeit in das Bewußtsein eintragen. Nebenbei gehört es zur Lebenskunst, die kleinen, oft unbeachteten Freuden des Alltags dankbar unter diesem Gesichtspunkt zu beachten, sie nicht zu übersehen. Viel

<sup>5)</sup> A. a. O. <sup>3</sup> (1942), 27.



Mißliches läßt sich so überwinden. Ich empfehle z. B. im überfüllten Eisenbahnabteil statt den nach innen gehenden Gewittern der Wut über ungute Zeitgenossen das Studium der Gesichter, der Profile, der Ausdrucksformen; endlich Einstellungswerte, wenn das Leben uns schwere oder vielleicht schwerste Aufgaben stellt. Es gibt viel mehr Tragik um uns, als wir ahnen. Für den gläubigen Christen ist der Einstellungswert gegeben. Die Idee der Nachfolge Christi, das Kreuz als Symbol des Christentums, die Aszese, die Sublimierung des Leides durch den Vergeltungs-, Läuterungs-, Sühne- und Bußgedanken, die Sakramente, das Gebet, vorzüglich das Brot des Lebens befähigen ihn im besonderen Ausmaße zur richtigen Lösung dieser Lebensaufgaben. Leid erst gibt die Gelegenheit zu zeigen, wie es mit der Christensubstanz bei uns steht.

Bedenken wir, welch ungeheure Hilfe das ist! Welche Beruhigung in der Überzeugung liegt: es wird nicht nur von mir fortgetragen, sondern ich bekomme, ich werde nicht ärmer, sondern reicher, ich werde nicht beraubt, sondern beschenkt! Mich hat immer bei Todesanzeigen der Satz ergriffen: nach langem, mit vorbildlicher Geduld getragenen Leiden. Das ist doch das Doktorat aus dem Fache gelebtes Christentum!

Wer hätte nun angesichts dieser Werte nicht um sie zu ringen? Wem ginge alles leicht von der Hand und glatt? Wer weiß sich ganz frei von Niederlagen? Keiner, nicht einer. Wer wäre nicht in Unmut ausgebrochen und hätte sich dem Gefährlichsten, dem Vergleichen mit dem Lose anderer, hingegeben und sich nicht wenigstens auf Neidanwandlungen ertappt? Bei Erfolgen gerade an der Hochschule ein allbekanntes Kraut, das das Aroma des Wortes Kollegen und Kolleginnen ausmacht! Nach dem Urteil von Kennern soll keine Fakultät frei von diesem Bazillus sein.

Wenn man das Ringen in und mit der Arbeit, mit dem Leben und mit dem Schicksal betrachtet, weiß man nicht, was den Menschen stärker beansprucht. Sicher ist, daß man in der Regel gleichzeitig mit diesen drei Mächten zu ringen hat.

Die Erfahrung zeigt, daß viele, allzu viele versagen, nicht bestehen, zerbrechen. Die Statistiken von Nervenheilanstalten, Irrenhäusern, Krankenhäusern, nicht zuletzt die unheimliche Selbstmordstatistik unserer Zeit bestätigen diese Tatsache.

### **Zweiter Teil: Michelangelo als Beispiet**

Warum gerade Michelangelo? Weil er der Renaissance angehört, einer Geistesrichtung, die zu den Grundlagen der Neuzeit zählt, weil er zu den Titanen der menschlichen Geistesgeschichte gehört, ein ganz Großer ist. Die Beschäftigung mit ihm bildet eine Lebensaufgabe. Weil er sodann aus Ursachen, die gleich klar sein werden, der Prototyp eines Ringenden, und zwar eines ringenden



Christen, ist. Auf ihn bezieht ein geistvoller Biograph das Wort C. F. Meyers:

„Den ersten Menschen formtest du aus Ton,  
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,  
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon.  
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.“

### 1. Ein Wort zur Renaissance

Zu Beginn der Neuzeit entstand eine Bewegung, die das Ideal der rein menschlichen Bildung — vielfach im Gegensatz zur Scholastik — vertrat, die es aus den neuentdeckten Werken der Alten zu gewinnen und zu begründen suchte. Daher leitet dieser Humanismus das Zeitalter der Renaissance ein. Die geistigen Ahnherren des Humanismus sind Dante, Petrarca und Boccaccio, seine eigentlichen Väter ein Kreis von Griechen in Florenz, wo 1439 das Unionskonzil mit der Ostkirche stattfand. Der berühmteste, derjenige, der Plato wieder in das Abendland des Aristoteles eingeführt hat, ist Kardinal Bessarion.

Die Forschung unterscheidet drei Wellen des Humanismus: den ersten Humanismus und die Renaissance am Beginn der Neuzeit, den zweiten Humanismus in der Zeit des Klassizismus (Winkelmann, Goethezeit) und den dritten oder erneuerten Humanismus der Neuzeit, der im Kern ein Kampf gegen den einseitigen historischen Wissenschaftsbetrieb ist.<sup>6)</sup>

In unserem Zusammenhang kann nur ein Wort über den ersten Humanismus und die Renaissance gesagt werden. Im allgemeinen herrscht noch immer die Auffassung des großen Kultur- und Kunsthistorikers Jakob Burckhardt über die Renaissance. Burckhardt betrachtet die Renaissance als Reifevorgang der Menschheit. Der Mensch erwachte allmählich zu sich selbst und rückte sich selbst in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung. An die Stelle der Gottbezogenheit der Dinge trat ihr Bezug auf den Menschen. Die Einzelpersönlichkeit stand im Vordergrund. Eigenart und Selbstbewußtsein zeichnen den neuen Menschen aus, er ist ganz auf das Diesseits eingestellt und huldigt ohne Scheu den großen Leidenschaften: der Machtgier, dem Ehrgeiz, der Ruhmsucht. Er gab sich, ein Unersättlicher, dem Genuß hin und gefiel sich in der Rolle des Immoralisten und des frivolen Verächters der Religion. Diesen Typ meinte man in der Antike entdeckt zu haben, die durch zahlreiche Handschriftenfunde in Bibliotheken, durch Ausgrabungen von Statuen (z. B. der Laokoongruppe) und durch die Erfindung der beweglichen Lettern weiteren Kreisen vor Augen geführt wurde.

<sup>6)</sup> Robert Muth, Ewiger Humanismus, Heft 4 der Schriftenreihe „Ewiger Humanismus“ (1946), 107.



Gegenüber diesem Bilde von der Renaissance gewinnt eine neue Auffassung an Boden. Sie erblickt die Wurzel nicht im Rückgriff auf die Antike, sondern in dem auf das christliche Reformationsbedürfnis des Mittelalters. Sie nennt als seine geistigen Väter Joachim von Fiore und Franz von Assisi. Die wichtigsten Vertreter dieser neuen Auffassung sind: Henry Thode (Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, 1885), Konrad Burdach (Reformation, Renaissance, Humanismus, 1918, 1926) und Herbert Werner Rüssel (Gestalt eines christlichen Humanismus, 1940). In diese Reihe gehört auch der bekannte englische Kultur- und Geschichtsphilosoph Christopher Dawson (Gericht über die Völker, deutsch 1945).

Nach dieser neuen Sicht liegt der Ansatz zu der religiösen Erneuerung in der Hochscholastik (Albert der Große, Bonaventura, Thomas von Aquino). Aus der Not der Zeit entstand so diese neue Theorie, durch ein religiöses Ringen um Erneuerung ein neues Menschenbild. Die Verquickung mit der Antike ist mehr zufälliger Art, den Löwenanteil trägt die Buchdruckerkunst davon. Die meisten Renaissancemenschen huldigten gewiß der Amoralität, aber das sei nur ein Zeichen der Unreife. Derartige Ausschreitungen stellten sich regelmäßig bei Kulturkrisen und beim Durchbruch neuer Ideen ein. Wenn sich diese Auffassung durchsetzt, dann müßte eine gründliche Umbewertung des Mittelalters und der Neuzeit, besonders der Renaissance, eintreten.

Ein Michelangelo bestätigt in jeder Hinsicht diese zweite Auffassung. Er blieb, trotzdem er der Renaissance mit Leib und Seele verschrieben war, durchaus ein strebender, ringender Christ.

## 2. Das Leben des Meisters

Michelangelo Buonarroti wurde am 6. März 1475 zu Caprese bei Florenz geboren und starb am 18. Februar 1564 zu Rom. Sein Leben währte also fast 90 Jahre. Er war Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter und gehört mit Leonardo da Vinci und Raffael Santi zu den Unsterblichen der italienischen Renaissance. Aber diese drei Großen sind verschieden wie Dantes drei Gesänge der Göttlichen Komödie: Fegefeuer, Hölle, Paradies. Wenn man Leonardos Leben dem Fegefeuer und Raffaels Dasein dem Paradies vergleicht, so fällt Michelangelo die Hölle des Daseins zu. Sie begann in der frühesten Jugend. Einem Naturtrieb folgend, zeichnete er immer, wurde darüber gescholten und vom Vater und Oheim sogar geprügelt. Das waren seine ersten Lorbeeren. Seine Lehrer waren Ghirlandajo und Bertoldo di Giovanni. Die jungen Kunsteleven suchten alle Santa Maria del Carmine auf, um die Malereien Masaccios zu kopieren. Michelangelo erkannte, daß er





bei diesen Übungen allen überlegen war. Als er eines Tages die Genossen hänselte, zerschlug ihm einer (Torrighiani) das Nasenbein. Michelangelo wurde halbtot weggetragen und war zeitlebens entstellt. Lorenzo di Medici entdeckte das Genie des Dreizehnjährigen und nahm ihn in sein Haus auf. Sofort stieg der Junge mit seinen ersten Werken in die allererste Reihe der Künstler empor. Seine Sippe, Vater und Brüder eingeschlossen, die es früher als Schande betrachtet hatte, einen Maler in ihren Reihen zu haben, nützte jetzt zeitlebens sein Genie zugunsten ihrer Versorgung aus.

Zeittafel: 1494/95 Bologna; 1496/1501 Rom; 1501/05 und 1517/34 in Florenz, sonst in Rom.

Michelangelo war in erster Linie Bildhauer. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind die Pietà in St. Peter („eine Passionsblume in Stein“), der David in Florenz, das Juliusgrab (der Moses in Rom, die zwei Sklaven im Louvre) und die Figuren der Grabkapelle der Medici in San Lorenzo zu Florenz (Abend und Morgen, Tag und Nacht).

Als Maler schuf er u. a. die Decke der Sixtina mit Bildern des Alten Testaments und den herrlichen Propheten und Sibyllen und das Jüngste Gericht, ein Riesenfresko auf der Altarwand der Sixtinischen Kapelle.

Als Baumeister betätigte er sich in erster Linie in Planung und Entwurf. Ausgeführt wurde unter seiner unmittelbaren Leitung das Treppenhaus der Bibliotheca Laurenziana in Florenz, die Umgestaltung des Platzes am Kapitol zur ersten ganz geschlossenen Platzanlage der neueren Zeit und die Kuppel von St. Peter, dieses unvergleichliche Kleinod der Architektur.

Der Dichter Michelangelo ist durch seine Sonette in die Literaturgeschichte seines Volkes und in die Weltliteratur eingegangen.

Ungeheuer ist die Wirkung, die von diesem Manne ausging. Da sein Prinzip nicht Harmonie, sondern Kraft war, wurde er der Überwinder der Hochrenaissance und der „Vater des Barocks“. Er gehört zu den Künstlern, die man nicht aus Mappen und Lichtbildern, sondern nur aus der Autopsie verstehen kann. Ich stand in S. Pietro in Vincoli in Rom vor dem Moses und in St. Peter vor der Pietà, in Florenz in der Mediceerkapelle und im Louvre zu Paris vor den zwei Sklaven. Mein stärkster Eindruck in der Erinnerung ist der sterbende Sklave, über dessen Lebensähnlichkeit ich beinahe erschrocken war. Und das im Louvre, neben einem ägyptischen Schreiber, der Nike von Samothrake und der Venus von Milo!



### 3. Aus seiner Lebensproblematik

#### a) Seine psychopathische Anlage

Sein Vater schon war im Grunde gutmütig, aber jähzornig, schreckbar mißtrauisch und mitunter von einer Art Verfolgungswahn befallen.

Michelangelo besaß ein Temperament, das zur Hälfte cholerisch, zur Hälfte melancholisch war. Es lastete wie ein Fluch auf seinem langen Leben, verführte ihn zu Selbstquälerei und verleitete ihn dazu, alle Bitterkeiten, die er erfuhr oder die nur drohten, mit grimmigem Trotz durchzukosten und förmlich wiederzukäuen. Er gehörte zu den unglücklichen Naturen, die sich selbst zerfleischen, selber das Leben verbittern. Er sagte nicht nur: Meine Lust ist die Melancholie, und je mehr mir's schadet, desto mehr ergötzt es mich, sondern er schrieb das für den Psychiater aufschlußreiche Wort: Tausend Freuden wiegen nicht eine Qual auf. Der Einschlag von Masochismus ist unverkennbar.

Nichts ist charakteristischer als ein lakonisches Zwiegespräch zwischen Raffael und Michelangelo, die einander, beide von der Gunst Julius' II. getragen, auf dem Petersplatz Roms begegneten. Der Urbinate schritt, strahlend in Schönheit und Jugend, umgeben von einer Schar begeisterter Anhänger, reich gekleidet wie ein Apoll daher, während der düstere Florentiner, einsam und dürftig angetan, mißgestaltet, seinen Weg kreuzte. Wie ein Capitano! höhnte Michelangelo, und: Wie ein Henker! gab Raffael zurück.

Äußerlich betrachtet, erscheint sein Los ungewöhnlich begünstigt. Der Unglückliche hatte eigentlich großes Glück. Sein Lehrer war der erste Künstler von Florenz, Ghirlandajo, sein Gönner Lorenzo de' Medici, sein späterer Gönner, Leo X. (ein Medici), sein Jugendgespieler. Vier Päpste, Julius II., Leo X., Clemens VII. und Paul III., bemühten sich um ihn, gaben ihm große Aufträge, ehrten den oft Schwierigen und Ungehörigen. Dinge, die andere völlig unmöglich gemacht hätten, wurden ihm, dem phänomenalen Genie, nachgesehen. Und doch! Kein tödlich Leid blieb mir unbekannt, sagt er. Und er klagt, sein Leben überschauend, daß nicht ein einziger Tag ganz sein eigen gewesen sei — übrigens ein Gedanke, der sich etwas variiert auch bei Goethe findet, wenn dieser Favorit des Glückes sagt, er habe in seinem Leben keine drei Wochen echtes Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der täglich von neuem gehoben werden mußte. Die Kehrseite der Genialität!

Dieser Haltung entspringt wohl auch die Weltverachtung, die aus seinen Sonetten spricht. In seinen Versen nennt er die Dinge der Welt mit Verachtung und Abscheu und stellt die Gedanken an Gott und die Unsterblichkeit als die einzig der Seele würdigen



hin. In den Gedichten aus den letzten Jahren beschäftigt den Hochbetagten das Todeserlebnis. Der Schmerz über die verlorenen Tage und der Zweifel über die Gestaltung der Zukunft (GerichtsanGST!) steigern sich oft bis zur Verzweiflung. Berühmt ist der Vers:

„Ins Göttliche sollt' ich den Geist versenken:  
Und all die Jahre, die dahingerauscht,  
Hab' ich den Märchen dieser Welt gelauscht,  
Und folgte gern, wenn sie zur Sünde lenken.“

Und wenn er als das glücklichste Los des Menschen den schnellsten Tod nach der Geburt bezeichnet, so erinnert er an den Gedanken, den Sophokles in seiner letzten Tragödie ausgesprochen hat: Nicht geboren zu sein, übertrifft alle Weisheit. Dieser griechische Gedanke ist unchristlich, Michelangelos Auffassung noch christlich.

Unverkennbar spricht das Seelenleiden aus einer Büste Michelangelos, die einem Florentiner Künstler zugeschrieben wird.

#### b) *Das Problem Arbeit — Arbeit als Selbstbefreiung*

Wir gehen aus von einer Beobachtung, die Kretschmer, Geniale Menschen, folgendermaßen formuliert: „Genie entsteht im Erbgang besonders gerne an dem Punkt, wo eine hochbegabte Familie zu entarten beginnt. Dieser jahrzehntelange fruchtlose Kampf des Genies gegen die Entartung der eigenen Familie erfüllt uns in den Biographien Beethovens oder Michelangelos mit dem tiefsten tragischen Mitgefühl.“<sup>7)</sup>

Der Kampf Michelangelos gegen die Entartung heißt Arbeit. Arbeit, härteste körperliche Arbeit bei der Verwirklichung seiner inneren Visionen und Gestalten bedeutet für ihn Selbstbefreiung. Die Wucht und der Wirbel der ihn durchstürmenden Bilder und Pläne müßten selbst einen so harten Leib zerbrochen haben, hätte sich der angestaute Druck nicht in einer ganzen Folge von großartigen Werken entladen. Nur ein Beispiel für die Dimensionen dieser Arbeit.

Die bemalte Decke der Sixtina umfaßt 900 Quadratmeter mit 343 menschlichen Gestalten. Ohne den genialen Entwurf hätte das ausgereicht, einen fleißigen Maler das ganze Leben zu beschäftigen. Michelangelo bewältigte diese Arbeit in 20 Monaten. Da er die aus Florenz herbeigerufenen Gesellen schroff behandelte, zogen sie wieder ab. Zum Auftragen der Kartons mußte er wochenlang auf dem Rücken liegend arbeiten.

Daß die Zusammenarbeit mit einem solchen Manne bei solch pathologischer Veranlagung schwierig war, versteht sich. Aber





auch ihm allein mußte das oft schwierige Verhandeln mit den Auftraggebern, besonders mit dem aufbrausenden Julius II., das Leben und die Arbeit saurer gestalten, als sie es an sich waren.

### c) Liebe und Freundschaft

Wir sind nicht erstaunt darüber, daß ein solcher Mensch einsam seinen Lebenspfad ging. Schon in jungen Jahren schrieb er von Rom nach Hause: „Ich habe keine Freunde, brauche keine und will keine haben.“ Wir haben bis zum 60. Lebensjahre keine Andeutung darüber, daß ihm eine Frau nahegestanden wäre. Nicht als ob er gefühllos gewesen wäre! Daß er Frauen geliebt hat, zeigen seine Gedichte. Es findet sich jedoch keines, aus dem ein anderes Gefühl spricht als das der Resignation oder der Trauer über unerwiderte Leidenschaft. Dagegen liebte er Kinder. Als ihn einst ein Knabe auf der Straße ansprach, er möge ihm doch etwas zeichnen, nahm Michelangelo das hingehaltene Blatt und erfüllte auf der Stelle den Wunsch.

Im Alter von 60 Jahren lernte der Meister Vittoria Colonna kennen und es verband sie von jetzt an herzliche Freundschaft. Diese Freundschaft ist so berühmt, daß jeder, der seinen Namen nennen hört, auch den ihrigen mithört. Vittoria (geb. 1492 zu Marino, gest. 1547 zu Rom) ist eine der edelsten Frauengestalten der ausgehenden italienischen Renaissance, beachtenswert als Dichterin, bedeutsam wegen ihrer humanistischen Beziehungen zu führenden Geistesmännern. Nach dem Tode ihres Mannes, des Marchese von Pescara (1525), führte sie ein zurückgezogenes religiöses Leben. Aus dieser Geisteshaltung gewann sie größten Einfluß auf den Künstler, mit dem sie seit 1536 tiefe Freundschaft verband. Ebenso hatte sie Verbindung zu kirchlichen Reformkreisen (Morone, Occhino u. a.).

Unter seinen 166 Sonetten und Madrigalen, von denen mehrere an Vittoria Colonna gerichtet sind, spiegeln manche des Künstlers heiße Empfänglichkeit für das Sinnenschöne, sein Ringen um Vergeistigung, seine dunkle Schwermut und seine Sehnsucht nach der erlösenden Liebe Christi ergreifend ab.

Vittoria Colonna gehörte zu den Frauen, die scheinbar willenlos sind, nie durch Gewalt etwas zu erzwingen suchen und dennoch alles erreichen, was sie sich vorgesetzt haben. Mit großer Zartheit übte sie ihre Herrschaft über die Seele dieses einzigartigen Mannes aus, dem sonst nicht beizukommen war. Sie nahm seinen Geist gefangen, da er in ihr das höchste Verständnis für sich und sein Werk entdeckte. Er gab zum erstenmal nach, einer Frau, und Vittoria Colonna machte die Jahre, die sie damals in Rom verlehte, zu einer Zeit des Glückes, das er vorher niemals gekannt hatte.



Abschließend sei noch ein Wort zu den Deutungen Michelangelos gesagt. Schon zu Lebzeiten, noch mehr nach seinem Tode wurde Michelangelo als Künstler von einziger Größe gefeiert. Ähnlich wie bei Goethe bildeten alle, die ihn persönlich gekannt und mit ihm in Berührung gekommen waren, eine Gemeinde, die durch ein unsichtbares Band, eben das geistige Band eines Unsterblichen, zusammengehalten wurde.

In der Ergriindung dieser Psyche und in der Sinndeutung seiner Werke sind viele Forscher, Zeitmoden unterliegend, in die Irre gegangen. Man hat Michelangelo als tragischen Protestanten, als platonischen Erotiker, als Vertreter einer kirchenfreien, reinen Menschlichkeit, ja sogar als italienischen Luther gedeutet. Zu Unrecht! Er lebte in Wirklichkeit, freilich als Mensch und Künstler von stärkster Eigenprägung, durchaus aus der ungebrochenen Tradition seines Glaubens und seines Volkes.<sup>6)</sup>

#### 4. Einige Ableitungen für heute

##### a) Ein Wort zur geistigen Arbeit

Stets wird geistige Arbeit einem mehr minder widerstrebenden Körper abgerungen. Zum Kampf gegen Ermüdung in ihren verschiedenen Formen gesellt sich die Mühe um Konzentration. Wenn man Monate hindurch schwer geistig gearbeitet hat, blickt man auf die anderen Menschen mit anderen Augen. Es gehört zum Schönsten, das stufenweise Emporsteigen förmlich zu erleben. Nur ist es mit der geistigen Arbeit nicht wie mit einer Bergwanderung, bei der man durch die Gipfelaussicht bedankt wird. Erst nach einem Leben der Arbeit stünde man auf einem gewissen Höhepunkt, aber die unablässigen Fortschritte der Teildisziplinen und neue Erlebnisse verhüllen wie dahinjagende Wolken die ungestörte Aussicht. Jeder stößt, auch im Rahmen eines kleinen Ausschnittes, auf die Grenzen der Erkenntnis. Dadurch ist die Verpflichtung zu Bescheidung gegeben. Mensch, bleibe schlicht, besonders du, Akademiker! Kampf dem moralischen Verderb, dem Dünkel, Hochmut und der Volksfremdheit!

##### b) Wider den feineren Materialismus und seine Tarnungen

Wie aus der Fäulnis und aus dem Tief herauskommen, in das die Menschheit immer mehr versinkt? Es sind Menschen notwendig, die die Klarheit und Härte der christlichen Prinzipien förmlich auskristallisieren; die unberührt von Zeitströmungen wie Wellenbrecher in der Sturmflut stehen; die sich durch außerordentliche Lebensführung, Enthaltung von den physischen Stimulantia und den psychischen Quiescentia schärfstens von der Menge abheben; die jedoch als Menschen die bekannten Typen

<sup>6)</sup> W. Neuß, Michelangelo, LThK VII, Sp. 173.



der Gesellschaft schlagen und ein Leitbild verkörpern, zu dem aufzublicken es alle drängt; die ob ihrer Herzensgüte anziehen und in den Notstunden aufgesucht werden; deren Einfühlungsgabe sich paart mit durchdringender Sehergabe; die sich nie in den Fragen des Herzenstaktes vergreifen und auch bei einem Nein den Bittsteller beglücken durch die Art ihrer Entscheidung.

Es sind Menschen notwendig, die der allmählichen Abtragung der Grundsätze ebenso Widerstand leisten, wie sie die verschiedenen Fluchtwege des Gewissens besetzen und keine Flause durchlassen; die das entsetzliche Zusammenhandeln des Schuldgefühls mit dem befleckten Gewissen verhindern; die inmitten des niederziehenden feinen Materialismus, dessen Kennzeichen das bürgerliche Behagen ist, die idealen Güter im Auge behalten und ihnen bedingungslos nachstreben. Solcher Menschen bedarf unsere angefaulte Zeit mit ihrer Sucht, Weltanschauungen des Tages an die Stelle der Religion zu setzen; mit ihrer Sucht, die Tragik des menschlichen Daseins in Gemütlichkeit umzufälschen; mit ihrer Scheu vor Buße, Sühne, vor Fasten, Schweigen, Zucht des Leibes und des Geistes; mit ihrer Begabung, gröbste Verstöße gegen das göttliche Gesetz in menschliche Unvollkommenheiten zu verharmlosen.

Wer anders sollte diese Geiststräger stellen als diejenigen, die sich nach dem Lichte des Lebens benennen, die Christen? Und wer anders unter den Christen als Priester, Ordensleute und Akademiker?

### *c) Das Ringen als Menschenlos und als Quelle neuer Werte*

Keinem Menschen bleibt das Ringen, Trachten und Sichbemühen um Selbstformung und um die Sicherung des Lebensnotwendigen erspart, also der Kampf um das geistige und um das materielle Brot. Bei keinem geht diese Arbeit von selbst, einfach aus dem Handgelenk. Auch sie will gelernt sein, auch in sie muß man hineinwachsen. Aber es ist Tatsache, daß Anlagen und Lose verschieden sind; der eine hat es leichter, der andere schwerer. Die Spuren dieses Ringens zeichnen sich im ganzen Wesen des Menschen ab, vorzüglich im Gesicht. „Das Antlitz ist eine Seelenlandschaft“, sagte mir einst ein Maler. „Mir ist es nur um das Antlitz zu tun. Alle sonstigen malerischen Beigaben sind für mich Nebensache. Sie sind eine Ablenkung von der Hauptsache. Schauen Sie viele Porträts an, sehr malerisch durch die Attrappen, aber das Antlitz nichtssagend. Aus diesem Grunde male ich auch die Gesichter alter Frauen viel lieber als die Puppengesichter junger Mädchen. Und hier ist es wieder das Auge, das von der Seele her sendet.“

Tatsächlich wird der innerlich geordnete Mensch auch äußerlich geordnet und als solcher erkennbar sein. Wer davon über-



zeugt ist, daß das Leben mit seinen Nadelstichen und Stößen eine Aufgabe ist, wird auch die tägliche Flut von unangenehmen Erlebnissen richtig hinnehmen und innerlich verarbeiten. Eines der kostbarsten Mittel für Gesundheit, Nervenhygiene und — Kosmetik!

Das Ringen, das den Menschen manchmal bis zum Abgrund führen kann, ist nicht nur Menschenlos, sondern auch eine wichtige Quelle neuer Werte. Es bedarf ihrer der *Mensch*. Wie ist der Mensch, dem unerwartet ein Glückslos in den Schoß fällt, dem längere Zeit alles mühelos vonstatten geht, dem alles gelingt? Folgende Merkmale fallen unangenehm beim Satten auf: Die betonte Ruhe des Gesicherten, der weiß, wenn zwei oder drei Stricke reißen, habe ich noch einen vierten und fünften zur Hand; die Unberührtheit angesichts der Gefährdung und des Elendes anderer, verbunden mit Zusprüchen, die der Unbeteiligte wie Formulare gebraucht; die Anzeichen guter Lebensverhältnisse in Kleidung, Schmuck, Lebensutensilien und Gewohnheiten, ob mit oder ohne Geschmack, bleibe außer Spiel; der unausgesprochene Hunger nach Mehr, eine stete Beunruhigung, daß es ja andere gibt, die mehr haben und sich mehr leisten können; die Selbstverständlichkeit, mit der man schwere und schwerste Opfer von anderen verlangt; die Blindheit für fremde Not, kein Auge für den ärmeren Bruder, für die ärmere Schwester. Solche Menschen sind unsozial, trotz des Grollens der Weltrevolution, trotzdem blutigrot über dem Himmel aller Erdteile in Flammenschrift steht. Soziale Gerechtigkeit für alle, trotz der päpstlichen Aufforderungen „Rerum novarum“ und „Quadragesimo anno“.

Unvergeßlich ist mir folgendes Erlebnis: Es war im Zeitalter der Straßenaufmärsche anfangs der Dreißigerjahre. Beide Parteien hatten an einem Tage Aufmärsche über die Landstraße in Linz. Die Polizei sorgte, daß sie getrennt waren. Ich stand im Spalier. Es waren völkische Turnvereine vorbeimarschiert, mit Mädchenabteilungen, frisch, gesund. Gleich darauf kamen Arbeiterturnvereine, ebenfalls mit Mädchenabteilungen. Der Unterschied war frappant, mußte dem Beobachter ans Herz greifen. Gute Haltung, gleiche Dreß, blauer Rock, weiße Bluse, aber die Gesichter! Alle blässer, blutärmer. Die ärmeren Kinder des Volkes! Dadurch, daß man es hat, wird man kein wertiger, schon gar nicht ein wertvoller Mensch, man wird es nur durch persönliches Leid.

Dieser neuen Werte bedarf auch der *Akademiker*. Er ist vor allem verpflichtet zu geistiger Fortbildung und zu Weiterarbeit. Sonst kommt jene Hülse, jene Karikatur zustande, die glaubt, mit Doktorat und Befähigungsprüfung zeitlebens auf einem Gipfel zu stehen oder zeitlebens von dieser Substanz herabschneiden zu dürfen. Der Biologe Galton schreibt einmal: Leider ist die Zahl





jener, die ohne Ermutigung oder Druck, nur aus Pflichtbewußtsein gegenüber dem eigenen Volke in Einsamkeit angestrengt arbeiten, gering.<sup>9)</sup> Menschen ohne Universitätsbildung arbeiten an ihrer Fortbildung oft viel angestrengter als Akademiker. Woher kommt das? Aus der Satttheit, wogegen die anderen die Lücken fühlen. Wer wäre aber berufener, im Ringen mit der Problematik, die jede Zeit, besonders der Umsturz, aufwirft, mitzuarbeiten, so beizutragen zur Lösung und zugleich dem Volke den Dank abzustatten, daß man studieren konnte.

Dieser Werte bedarf der *Christ*. An sich ist nicht gesagt, daß der Akademiker auf Grund seiner Studien allein schon mehr Einsicht in die Geheimnisse des Christentums hat als der einfache Christ. Es kommt auf das Seminar des Lebensleides an. Bei richtiger Einstellung erblühen aber aus Haltungen des geistigen Arbeiters, Einsamkeit, Versenkung, Verzicht, Überwindung, Unterordnung des Körpers unter den Geist, schönere, vollere Früchte des Christseins. Dienst an der Wahrheit ist Gottesdienst, denn Gott ist die Wahrheit.

So darf der Blick vom Typus des ringenden Christen über einen konkreten Ringenden, Michelangelo, auf uns selbst fallen.

Und jeder mag für sich noch einmal Hölderlins Worte wiederholen:

„Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor und würde Geist,  
Wenn nicht der alte, stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstünde.“

## Zur seelsorglichen Lage der Gegenwart

Von P. Dr. Robert Svoboda O. S. C., Wien-Innsbruck

Es ist noch zu früh, ein Gesamtbild unserer religiösen Situation gewinnen zu wollen. Wir wissen so wenig voneinander! Zu den Grenzmauern zwischen den Ländern sind die Abgrenzungen nach Zonen gekommen. Unsere volkhafte Scheu, über seelische Vorgänge auszusagen, hat sich in der Woge der Enttäuschung und Schamlosigkeit zu einem Abscheu vor allem öffentlichen Gerede verschärft. So entzieht sich weithin unserer Kenntnisnahme, was aus großen Gruppen seelisch geworden ist. Wie steht es religiös mit der Jugend, mit den Heimkehrern, mit den Ausgesiedelten, mit den PG. usw.?

Aber das wird bald klar — und zahlreiche Reisen im Ausland wie durch alle Zonen bestärken mich darin —: es ist alles noch viel zu sehr in Fluß, um Feststellungen bleibender Gültigkeit

<sup>9)</sup> Bei H. Muckermann, Sinn der Ehe, 159.



machen zu können. Nach einem jeden Krieg und Zusammenbruch jagen sich die Ereignisse, Erschütterungen, Wandlungen, Reaktionen. Vorerst stehen wir noch immer in der Phase des Schocks, der die Phase der Auseinandersetzungen und Entscheidungen in Bälde folgen wird. Hinzu kommt die weitgehende Abhängigkeit von äußeren Mächten und Gegebenheiten, die in ihrer Eigenart und Zielsetzung noch sehr undeutlich und variantenreich scheinen.

Es kann sich also nur darum handeln,

1. auf gewisse Symptome, auffallende Erscheinungen und statistische Gegebenheiten hinzuweisen,
2. an zutreffende geschichtliche oder psychologische Gesetzmäßigkeiten zu erinnern,
3. die Bedeutung entwicklungswichtiger Voraussetzungen, die vorhanden sind, aufzuzeigen und
4. die entsprechenden Aufgaben im Sinne einer Zukunftsmeisterung zu umreißen.

Dabei wollen wir uns bewußt auf den Bereich der katholischen Kirchenkreise beschränken, um unseren Überblick nicht durch Uferlosigkeit zu entwerten. Zudem zeigt sich bereits jetzt, daß die Entwicklungen in den christlichen Konfessionsgruppen sehr eigenständig verliefen und ohne nennenswerten Einfluß aufeinander geblieben sind. Das Antichristentum aber hat sich in den letzten Jahren unter dem Nationalsozialismus so weit vorgewagt und engagiert, daß es jetzt eine Zeit der Zurückhaltung und des Schweigens braucht, um vergessen zu machen und sich neu zu formieren; davon ist vorerst weniger zu berichten.

### *Konfessionsbewegung*

Die konfessionelle Bevölkerungsbewegung verzeichnet für das besonders charakteristische Stadtgebiet Groß-Wien in den Jahren 1938 bis 1945 insgesamt:

204.533 Austritte aus der röm.-kath. Kirche und demgegenüber  
 49.866 Eintritte, und zwar näherhin  
 10.546 Konversionen und  
 39.320 Reversionen, so daß ein *Nettoverlust* von  
 154.667 Katholiken bleibt.

Interessant sind die Zahlen der *Kirchenaustritte* Wiens in den einzelnen Jahren:

1938	73.026 Austritte
1939	100.092 Austritte
1940	14.714 Austritte
1941	7.415 Austritte



1942	5.153 Austritte
1943	2.461 Austritte
1944	1.128 Austritte
1945	544 Austritte

Diese Zahlen erläutern sich selbst. Der Hauptstoß der Abfallspropaganda erfolgte zwischen 1938 und 1940 und ergab damals allein 187.832 Abfälle (in der gesamten Erzdiözese Wien 212.214), um dann stark abzusinken. Die *Reversion*, der Wiedereintritt Abgefallener in die röm.-kath. Kirche, spiegelt sich folgendermaßen:

1938	2.081 Rücktritte
1939	1.635 Rücktritte
1940	2.425 Rücktritte
1941	2.419 Rücktritte
1942	2.718 Rücktritte
1943	4.896 Rücktritte
1944	4.890 Rücktritte
1945	18.256 Rücktritte

Es ist also rund ein Fünftel zurückgekehrt, davon die Hälfte erst nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus. Die Seelsorger schätzen, daß es sich bei ungefähr einem Drittel um aufrichtige Bekehrung und eigentlich religiöse Entscheidung handelt. (Über 1946 und 1947 folgt später ein Bericht.)

Die Bewegung der *Konversionen* aus anderen religiösen Bekenntnissen, besonders aus dem Judentum und Protestantismus, war nicht stark und ergab in diesen acht Jahren in Wien nur 10.546. So ergibt sich die Frage: Was ist aus den Abgefallenen geworden? Ein Teil hat sich dem Protestantismus zugewandt, der größte Teil aber hält sich nach wie vor in der „Gottgläubigkeit“ und wartet vielleicht auf das Wiederaufleben eines antikerikalen Liberalismus oder des proletarischen Freidenkertums, das allerdings durch seine enge Zusammenarbeit mit dem Nationalsozialismus vorerst noch kompromittiert ist.

Der *Protestantismus* A. und H. B. hatte für ganz Österreich in den acht Jahren 34.201 Eintritte und 43.266 Austritte, also einen Verlust von 9.065 Personen.

### *Sakramentenempfang*

Es ist bekannt, daß sich der Katholik in Österreich zu bestimmten Festtagen und Lebensanlässen zahlreich im Gotteshaus einfindet, sich aber zum regelmäßigen *Kirchenbesuch* an jedem Sonntag nur schwer bequemt. Die Zahl der Praktizierenden hatte 1938 einen gewissen Höchststand erreicht, der 1939 zunächst um fast ein Drittel zurückging, aber bereits 1940 wieder zu neun





Zehnteln erreicht wurde und sich seither kontinuierlich, wenn auch mäßig, weiter erhöht. In der Erzdiözese Wien umfaßt die Zahl der regelmäßigen Kirchenbesucher derzeit etwa 17,5 Prozent, während die österlichen Sakramente von über 20 Prozent empfangen werden. Die Andachtskommunionen sind in der Stadt Wien seit 1938 mit 7,2 Millionen jährlich bis 1943 auf 9,5 Millionen gestiegen und haben diese Höhe seither trotz der starken Bevölkerungsabnahme gehalten.

Während bei den Sterbefällen z. B. im Jahre 1941 auf 28.232 Tote 26.847 *kirchliche Begräbnisse* (bei allerdings nur 8998 Versegnungen) kamen, blieben andere Zahlen stark zurück. So wurden 1940 von 26.316 standesamtlich Getrauten in Wien nur 6597 *Brautpaare* kirchlich getraut — ein Mißverhältnis, das sich erst 1945 auf 9884 zu 6623 besserte. Bei den Geburten standen 1940 insgesamt 29.727 Neugeborenen nur 16.642 *Taufen* gegenüber, und es muß aus diesen Jahren für Wien allein mit zirka 50.000 ungetauft gebliebenen Kindern gerechnet werden, von denen allerdings ein Teil — zirka 20 Prozent — von vornherein von nichtkatholischen Eltern kommt. Der ungeheure Druck des Nationalsozialismus gerade auf die Jugenderziehung wird auch daran deutlich, daß die Zahl der *Erstkommunikanten* Wiens von 10.980 (1938) auf 6894 (1940) und die der *Firmlinge* von 14.840 (1938) auf 9896 (1940) sank. Die pfarrlichen *Kinderseelsorgestunden* außerhalb des sehr terrorisierten Religionsunterrichtes in den Schulen wurden immerhin von 25 bis 50 Prozent aller Kinder regelmäßig besucht.

Der österreichische Katholizismus hat gleichwohl *standgehalten*, und das läßt sich weniger in Zahlen und Statistiken ausdrücken. Der Tiefpunkt 1940 ist längst überwunden und zudem in den ländlichen Gegenden auch nicht so brennend empfunden worden. Der nationalsozialistische Terror, der allein in Wien 1938/39 z. B. 266 Marianische Kongregationen, 196 Pfarrheime, 44 Pfarrblätter usw. wegfegte, hat an dem inneren Bestand nur wenig rühren können. Die Zahl der Teilnehmer an Exerzitien und Einkehrtagen hob sich von 23.402 (1938) auf 41.712 (1941). Die Orden hatten trotz schwerster Bedrängnis fast keine Austritte zu verzeichnen und taten so aufopfernd ihre caritative Pflicht, daß heute zirka ein Sechstel der Schwestern invalid gearbeitet ist. Um die Konsolidierung und Ausrichtung des Klerus haben sich speziell die Seelsorgeämter besonders zielklar verdient gemacht.

### *Neuer Notstand*

Alle Welt weiß, daß 1945 nicht für alle Fragen Österreichs eine Lösung brachte, sondern manche nur noch tragisch ver-



schärfte. Und ich weiß auch nicht, ob man sich auswärts vorstellen kann, wie uns Seelsorgern hier zumute ist. Seit 34 Jahren kommen wir aus der Kriegsnot, den Entbehrungen und Schrecknissen, der innerpolitischen Wirrnis und dem außenpolitischen Hochdruck, der nackten Existenzsorge und der täglichen Überfragung nicht mehr heraus. Ein seit dem Primiztag gehetzter, gepeinigter und überbeanspruchter Klerus soll aufs neue unerhörter Anforderung standhalten, ohne daß ihm eine Pause gegönnt war.

*Die Volksnot des Hungers.* Theoretisch sind uns täglich jetzt zirka 1700 Kalorien zugebilligt. Das bedeutet aber noch immer, daß wir statt einem notwendigen Soll von 700 Kohlehydraten-, 120 Eiweiß- und 80 Fetteinheiten seit Jahr und Tag höchstens 269, bzw. 55, bzw. 20 dieser Einheiten bekommen. Ein langsames Sterben ist im Gange. 1945 hatten wir — statt sonst etwa 25.000 jährlich — über 62.000 Sterbefälle in Wien. Die Säuglingssterblichkeit stieg von 17 auf 38 Prozent. 1946 wurden 30.951 neue Fälle aktiver Tuberkulose gemeldet, für die nur 1593 Spitalbetten zur Verfügung stehen. Hinzu traten zirka 20.000 frische Luesinfektionen, die unsere Jugend zugrunde richteten. 91 Prozent dieser Jugendlichen waren unter 24 Jahren. Selbst das moralische Problem, das damit gestellt ist, kann nicht ohne den vitalen Hintergrund gesehen werden.

*Der Notstand des Lebensraumes.* 1939 wurden in Wiew 706.047 Wohnungen gezählt; für 1946 gab der städtische Wohnungsreferent nur mehr 554.000 Wohnungen an, wovon weitaus der größte Teil — 398.800 — typische Kleinwohnungen waren. Von diesem durch Kriegseinwirkung so stark verminderten Volumen beanspruchen zudem die alliierten Besatzungsbehörden 1134 Räume, 5199 Wohnungen, 213 Villen und 434 öffentliche Gebäude. 68.744 neue Ansuchen wurden 1946 dringlich an das Wohnungsamt gestellt, und nur 2636 Wohnungen konnten vergeben werden. Die Unmöglichkeit der Familiengründung bringt es mit sich, daß z. B. 63.000 ledigen Männern im Alter von 20 bis 30 Jahren nur zirka 35.000 verheiratete derselben Altersgruppe gegenüberstehen. Bei dieser Heimatlosigkeit wundert es nicht, daß im letzten Jahre zirka 51 Millionen Kinokarten verkauft wurden — also jeden Abend an 140.000 Wiener ins Filmtheater flüchteten.

*Die Krise der Familie.* Seit dem Zusammenbruch des kleinbürgerlichen Mittelstandes nach dem ersten Weltkrieg haben sich Ehe und Familie bei uns noch nicht wieder erholen können, zumal sich die Familienfeindlichkeit der sozialistischen „Kinderfreunde“-Erziehung von damals gerade jetzt auswirkt. Von den 611.935 Familienhaushalten Wiens zählt fast die Hälfte (294.430) nur zwei Personen. Von den 481.447 als verheiratet gemeldeten Frauen haben 332.005 kein oder nur ein Kind. Das Bild wird



nicht von der naturgetreuen Normalfamilie, sondern von der rudimentären Zwergfamilie bestimmt. Der Prozentsatz der Mischehen ist zirka 15 Prozent, und ebenso groß der Anteil der unehelichen Geburten gegenüber den ehelichen Kindern. Naturgemäß bringt die Nachkriegszeit zahllose Ehescheidungen — im vorigen Jahr über 20.000 Anträge allein beim Landesgericht Wien I. Ebenso zeitbedingt ist der Frauenüberschuß. Auf je 100 Männer entfielen 1910 erst 107 Frauen und 1946 schon 134.

*Die Last der Verarmung.* Der Mittelstand ist weithin zerstört. 1930 hatten wir in Wien 9355 protokollierte Einzelfirmen, 1946 nur mehr 4463. Bombenelend und Nachkriegsplünderung haben entsetzlich mit der Habe aufgeräumt, und nun geht der letzte Besitz zum Tausch- oder Schleichhandel für Lebensmittel weg. So steigert sich die Gefahr der Korruption, und verschärft sich die Anfälligkeit der weiblichen Jugend für materielle Verlockungen zur Käuflichkeit. Die Jugendverwahrlosung ist zu einem außerordentlich ernstesten Problem geworden, und immer wieder drängt sich die Frage auf, wie es weitergehen mag, auch wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen sich etwas erträglicher gestalten sollten.

#### *Ansatzpunkte*

An sich vollziehen sich die großen religiösen Bewegungen elementar und ragen über alles kleine Menschentum hinaus. So glauben wir, daß bald auch bei uns wieder ein élan vital einsetzt, eine neue Jugendbewegung und ein kräftiger Lebensauftrieb, auch eine religiöse Welle, wie sie jeder Nachkriegszeit eignet. Aber auch hier wird mit dem Maß gemessen, mit dem wir zugemessen haben, und braucht es das opus operantis. Welche pastoralen Voraussetzungen liegen vor?

Die Pfarren sind vorerst noch viel zu groß, um tiefgehend zu erfassen. Trotz der zahlreichen Pfarrerrichtungen durch Kardinal Innitzer haben wir immer noch einige Pfarren mit über 40.000 Seelen. Noch drückender ist der *Priestermangel* — gegenüber 1939 ein Abgang von 10 Prozent. 1939 hatten wir 47 Priesterweißen und 45 Ordenseinkleidungen, 1945 aber nur eine Weihe und neun Einkleidungen. Es zeigt sich immer offenkundiger, wie viele Priester und Ordensleute in den letzten Jahren in KZ. und Gefängnissen gestorben sind oder zermürbt wurden, wie hoch die Verluste auf den Schlachtfeldern waren, wie viele Berufe unter den äußeren Hemmungen und propagandistischen Einflüssen verlorengegangen sind. Den stärksten Blutverlust erlitten die Männerorden, was sich in der außerordentlichen Seelsorge schon jetzt stärkstens fühlbar macht. Viele Zweige missionarischer, bzw. offensiver Seelsorge liegen brach, und manche pastorale Chance bleibt ungenutzt.



*Öffentliche Kundgebungen* mit Massenbeteiligung, wie sie in allen Gegenden veranstaltet wurden, tragen zu offensichtlich den Stempel der Not und wirken deshalb zwar erschütternd, aber irgendwie auch peinlich. Das gemeinschaftliche Erlebnis sollte vorerst vielleicht doch mehr auf den innerkirchlichen Bezirk beschränkt werden. Ebenso unbefriedigend ist das Bild der öffentlichen Selbstbezeugung in Presse und Literatur; gewiß leidet es unter äußerer Ungunst, und gerade die wichtigsten katholischen Verlage liegen in papierarmen Gegenden. Wir sind aber auch bezüglich des Inhaltlichen überrascht. Wie arm sind manche herausgebrachten Erscheinungen, und wie wenig große Namen sind wieder zum Klingen gekommen!

*Das Organisationswesen*, speziell der Vereine und Verbände, wird nicht überall gleichmäßig wieder aufgebaut. In einigen Diözesen wird das alte Vereinsprinzip ziemlich konsequent abgelehnt. Die Resuszitierung von Vereinen geschieht dann nur ausnahmsweise und zweckbestimmt, um etwa den früheren Rechtsträger beschlagnahmten Kirchenbesitzes wiederaufleben zu lassen. Andere Gegenden haben Mühe, die grundlegenden Formen des kirchlichen Lebens aufzubauen, so daß an Spezialisierung gar nicht gedacht werden kann. Aber es regen sich doch auch wieder Zentralen aus früherer Zeit, teilweise mit ihren alten Gedankengängen und unveränderten Methoden, teilweise mit ihren offensichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten.

Unverwüstliche Lebenskraft haben die *Orden* erwiesen. Die Verfolgungswelle ist über sie mit unerhörter Heftigkeit hinweggebraust, der Bombenkrieg hat ungezählte Niederlassungen brutal zerstampft, blühende Genossenschaften verloren ihr Hinterland. Aber Opferbereitschaft und Anpassungsfähigkeit, Treue und Bewährung, Dienstwille und Barmherzigkeit gehen weiter, und langsam scheint sich auch das Hauptproblem der letzten Jahre — die Nachwuchsfrage — wieder zu entwirren. Die Rücksicht auf die verschiedene Dringlichkeit der Notstände und auf vorhandene Laienberufe läßt eine höhere Lenkung der Ordensentfaltung mitunter schon jetzt wünschenswert erscheinen.

Im Bereich der kirchlichen *Caritas* haben sich — neben den Orden — die kircheneigenen Anstalten und diözesanen Arbeitsstellen ziemlich bewährt und gehalten, während die caritativen Vereine, Organisationen, Stiftungen und Sonderbestrebungen vielfach im Sturm untergingen. Jedenfalls blieb die Caritas intakt und lebendig genug, um den unsagbaren Anforderungen dieser Monate seit dem Zusammenbruch spürbar dienen zu können. Zur Bewältigung von Volkskatastrophen, wie Wohnungsnot und Flüchtlingselend, reichen ihre Kräfte natürlich nicht aus. Ob ihre wirkungsmächtige Wucht, ob ihre Großzügigkeit, ob ihr Vorstoß





ins breite Kirchenvolk unter diesen Anforderungen wesentlich wachsen, ob es zu einer wahrhaften Volks-Caritas kommt, läßt sich noch nicht sagen.

Die Hindernisse einer *volkspolitischen Entfaltung* sind bekannt. Diese Hindernisse haben zwar viel Vorübergehendes, Zufälliges und Unklares an sich, aber es wird mit ihnen noch eine Zeit zu rechnen sein. Die Stellungnahme der Kirche zu den staatlichen Mächten ist durch Einsichtigkeit und Geduld geprägt. Man hat auch nicht verlernt, zu den Nöten und Fragen des Volkes mutige Stellung zu nehmen. Für die sozialethische Verkündigung und die sozialpolitische Bemühung bräuchte es allerdings eine zielbewußtere Führung der Katholiken, als sie derzeit deutlich wird.

Die *Einwirkungen von außen* tragen vorläufig erst ein politisches Gesicht. Propaganda westlicher Sekten ist vereinzelt spürbar. Seelsorglich bedrückender ist die innere Unsicherheit, Anfälligkeit und Müdigkeit breiter Volksschichten. Die ganze Schwere unserer Katastrophe und die Ungewißheit des weiteren Schicksals spiegeln sich darin, ebenso wie die Reaktion auf die Ereignisse, Beanspruchungen und Widernatürlichkeiten der letzten Jahre. Damit schreitet unsere Untersuchung aber bereits von den äußeren Symptomen fort zur Prüfung der psychologischen Situation.

### *Psychologische Entwicklung*

Der Katholizismus allgemein wird sich — wie nach dem ersten Weltkrieg — stärkstens um die soziologischen Anliegen kümmern müssen, zumal diese ungeheuerlich angewachsen sind. Darüber wird er aber — weit mehr als nach 1918 — die *psychologischen Aufgaben* zielklar angehen müssen. Bei der außergewöhnlichen persönlichen Aufgewühltheit, Zerrüttung und Not des Menschen von heute bekommt der psychologisch abgestimmte und entsprechend überformte Zugang zu seiner Innenwelt schon an sich unvergleichlich größere Bedeutung als zu normal ausschwingenden Zeiten. Deshalb soll uns nun bei unserer Betrachtung der Bereich der psychologischen Gegebenheiten, Belastungen und Ansatzpunkte beschäftigen, der hinter den angedeuteten äußeren Symptomen steht.

Dabei können wir von dem absehen, was *allzu zeitbedingt* und tagesgebunden ist und über Nacht wieder — eventuell spurlos — wegfallen kann, wie z. B. so manche propagandistische Formulierung der Parteipolitik, Schlagworte aus den Wahlkämpfen, Reaktionserscheinungen auf Kriegsereignisse und ähnliche Übergangsprodukte. Vielleicht ist das überhaupt eine der wichtigsten Erkenntnisse, daß wir es derzeit vielfach mit ausgesprochenen Übergangserscheinungen zu tun haben, über deren spezifischer Intensität wir ihre Raschlebigkeit und Kurzfristigkeit



nicht übersehen dürfen. Das soll uns natürlich nicht dazu verleiten, den lebendigen Menschen unserer Gegenwart mit seiner Not und Bedrängnis des Herzens nicht ernst zu nehmen!

So *horchen wir* hinein! Ein „Offener Brief“ einer Besatzungsmacht wirft uns Oberflächlichkeit, Instinktlosigkeit, Unschlüssigkeit und Trägheit vor. Von den Plakatwänden werden wir nur als Vergnügungssüchtige oder Politischinteressierte angesprochen. Auf der Straßenbahn bricht immer wieder Nervosität reaktiv durch und offenbart Abgründe innerer Verrohung und Lieblosigkeit. Wir horchen tiefer hinein in die Affektentladungen unserer Arbeiterfrauen und in die Müdigkeit der alten Leute, in das laute Gehaben der Halbwüchsigen und in die unsichere Bangigkeit stillen Bürgertums, in die überspitzte Geschäftigkeit neuer Emporkömmlinge und in das trotzig Hassende der Depossidierten, in die Resignation und all die Haltlosigkeit und Leere breiter Schichten. Und wir fragen: Was geht hier in der Seele des Volkes vor und aus welchen Quellen wird die weitere Entwicklung gespeist, so weit sie uns religiös-seelsorglich angeht?

Zunächst zeichnet sich eine weitgehende *seelische Zerrüttung* ab, die aus den sozialen und physiologischen Grundlagen ohne weiteres erklärlich ist: Die zwei totalen Kriege, die harten Nachkriegszeiten, zahlreiche Mangelerscheinungen und Verwirrungen der Ernährung, Zivilisationsschäden und Lebenssorgen, Süchtigkeiten und Perversitäten, die außerordentliche Arbeitsüberlastung, die allgemeine Unnatürlichkeit der Lebenshaltung, der Druck der Zukunftssorgen usw. Das Ergebnis dessen ist die „*Malaise générale*“: eine ungeheure, die nächsten Jahrzehnte überschattende Belastung, eine Schwächung des Lebenswillens und Bedrohung der Lebenstüchtigkeit und Widerstandskraft, eine verschärfte Anfälligkeit gegenüber Versagern, Einbrüchen und Erkrankungen, eine ungesunde Reaktions- und Verhaltensweise selbst vor normalen Anforderungen und Situationen.

So verzeichnen wir eine wachsende Belastung der seelischen Gesundheit. Die Psychotherapie kann sich längst nicht mehr damit begnügen, Einzelkasuistik individueller Pathologie klinisch zu betreuen, sondern muß sich mehr und mehr mit breiten *pathologischen Massenbeständen* auseinandersetzen. Ihre namhaftesten Vertreter werden dabei immer wieder zur Begegnung mit der modernen Triebhaftigkeit gebracht, die heutzutage wahre Orgien feiert, und haben ihre Heilsysteme sämtlich geradezu auf einer Trieblehre aufgebaut. Wir wissen zwar schon immer, daß jede körperliche Schwächung und Belastung eine erhöhte Bereitschaft für die persönliche Ausrichtung durch einen Trieb schafft, sind aber doch bedrückt durch die Wucht des gegenwärtigen Durchbruchs der Triebe im modernen Leben.



In einer Zeit der kollektiven Verarmung, nie dagewesener Zerstörung und unerhörter Existenzsorge setzte die Krise naturgemäß mit dem Trieb zum äußeren sichtbaren Wert ein. Der Habetrieb, die *Habgier*, bricht sich breite Bahn und überschwemmt die Dämme. Mit der Ausplünderung anderer Länder oder Volksteile waren viele durchaus innerlich einverstanden. Die Plünderungen setzten sich in den widerlichen Szenen beim Zusammenbruch im Frühjahr 1945 fort; nun blühen Schleichhandel und Schwarzer Markt bei größter Anteilnahme, und die Grenzen zwischen „Mein“ und „Dein“ verwischen sich stets mehr. Dumpfe Habgier lügt aus so mancher Losung und Maßnahme. Auspowerung und Korruption wachsen als Gefahren — Enttäuschung und Kompromittierung sind dann die Quittung. Es ist zweifellos, daß mit dem Verschwinden des Geldüberhanges sich die Besitzunsicherheit, bzw. das Versagen gegenüber dem 7. Gebot noch verschärfen wird.

Die ewige Ungesättigtheit des Triebhaften läßt weitertreiben. Der Trieb nach der Habe im allgemeinen entwickelt sich zum Trieb nach dem gefährlichen Besitz und *Genuß*. Typisch für diese Reizsucht sind die Narkotika, denen seit etwa 1940 eine wachsende Süchtigkeit zustrebt. Mögen die entsprechenden Genußmittel, Alkohol, Nikotin, Chemikalien, auch Mangelware geworden sein, die Suchtbereitschaft und Sehn-Sucht nach ihnen hat sich unzweifelhaft nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen und besonders unter der Jugend riesig verbreitert und vertieft. Damit wuchs aber die Bereitschaft für eine verfehlte primitive Lebensüberhöhung, die für das Opfer, für den Verzicht, für die Botschaft vom Kreuz, aber auch für die Wahrheiten und Gaben der Übernatur und Gnade wenig ansprechbar sein läßt. Gewisse Massenbewegungen der Gegenwart spekulieren ganz offensichtlich stärkstens auf diese Primitivität und propagieren bestenfalls einen etwas gehobenen Materialismus. Unsere Verkündigung muß heute den Mut zur Unpopularität aufbringen, anderseits aber geschickt und packend zu formulieren suchen.

Den Materialisten treibt es rasch weiter — vom Ding zum Menschen. Der *Sexualismus* unserer Jahre fällt geradezu auf durch seine Allgemeinheit, durch seine Verfrühung, seine Entleerung und Armut an Erfüllung, seine Unnatürlichkeiten und Perversitäten. Seine Außerehelichkeit und Ehefeindlichkeit wirkt sich im Ehe- und Familienleben bereits sehr unheilvoll aus. Verbunden mit den Bombenschäden ungezählter Haushalte und der Ruhelosigkeit der modernen Völkerwanderungen ergibt sich aus dieser Familienkrise eine unsagbare Heimatlosigkeit, Einsamkeit und Entwurzelung, Haltlosigkeit und Unseligkeit des Menschen von heute. Wie sehr ist er zerrissen, aufgespaltet, zerstreut, ruhelos! Er wird immer labiler, unverlässlicher und einseitiger.





Die geschlossene Harmonie der katholischen Glaubenslehre und die Wärme unserer Liturgie spricht ihn mütterlich bergend an, aber seine seelische Zerrüttung läßt ihn darin vielfach nicht mehr tiefer wurzeln.

Das bereits greifbare Ergebnis dieser Entwicklung ist oft ein ungewöhnliches inneres *Vakuum*, eine erschreckende Inhaltslosigkeit und Leere der modernen Seele. Vielleicht erklärt sich aus dem fallweisen Eigenerlebnis dieser persönlichen Verarmung das Ungute dieses Menschen, das Hässliche und Kritische und Unzufriedene, das Schuldgefühl und die Heillosigkeit, der Pessimismus und die Zukunftslosigkeit. Der übersteigerte Kinobesuch, abnormer Nachrichtenhunger in qualitätsloser Zeitungslektüre und müdes Starren auf Hilfe von außen beweisen seelischen Ausverkauf. Auch in religiös gebliebenen Schichten bekümmert uns nicht eine Gegenströmung, eine Diskussion oder Problematik, sondern dasselbe Vakuum, das sich dort zumindest als Müdigkeit, Schwungslosigkeit oder eremitenhafte Einkapselung dar tut.

#### *Die Gefahren für die weitere Entwicklung*

Diese sind offensichtlich. Zunächst die Gefahr der *Übermüdung* und Erschöpfung. Das Maß der seelischen Leistungs- und Tragfähigkeit ist bei vielen Menschen nun einmal überschritten. Die andauernde Anspannung und bleibende Überbelastung wirkt sich in allen Bereichen des Seelischen aus: im Verstandesbereich (Schwierigkeit der Konzentration, der Betrachtung, Lesung, des Wortdienstes und des religiösen Gesprächs, der Seelenführung, des Schrifttums), im Willensbereich (Krise des sittlichen Strebens, der Aszese und standesgemäßen Vervollkommung, des Beichtvorsatzes und Partikularexamens, Nachwuchsmangel der Ordensgenossenschaften), im Gemütsbereich (Freudlosigkeit, Vergnügungssucht, Humorlosigkeit, andererseits Unfeierlichkeit, Trivialität, Sensationsgier). Der Mensch wird sich selber zur Last und zum Leid. Eine Welle der Lebensmüdigkeit und Lebensfeindlichkeit droht.

Die Gefahr des *Irrewerdens* wächst desgleichen. So vieles Planen und Hoffen ist dem Menschen leergelaufen. Die Entwicklung des Zeitgeschehens zeigt für jeden ungewöhnliche Sprünge, Risse, Widersprüche und Sinnlosigkeiten. Das gradlinige Denken unserer „einfachen Leute“, unseres durchschnittlichen Kirchenvolkes findet sich vor dieser Wirklichkeit nicht mehr zurecht. So könnte man irre werden an der Welt und ihren Gesetzmäßigkeiten, am Leben und seinen Maßstäben, am Menschen und an Gott. Was breiten Kreisen bisher Zweck und Inhalt ihres ehrlichen Mühens war (Besitz, Heim, Familie, Kinder), das ist zerstört oder sinnlos geworden oder in seiner Hinfälligkeit ent-



larvt. Das rein diesseitig ausgerichtete Denken — das so oft vorherrscht — ist zu schwach, um mit den Problemen der Gegenwart fertig zu werden. So gerät es in die Verzweiflung. Die völkische Katastrophe im Osten hat auch katholische Volksgruppen (aus Oberschlesien, 'Ermland, Sudetenland) entsetzlich betroffen. Die Verbürgerlichung unserer Verkündigung gerade dort läßt diese Ärmsten ihr Schicksal noch härter empfinden. Wie und wie lang werden sie es tragen können?

So taucht immer größer die Gefahr der *Infektion* oder gar des Schocks auf. Not und Furcht erhöhen die Anfälligkeit des Herzens. Die nötige Selbstzucht und Ausgeglichenheit, innere Ruhe und Konzentration, um nicht überrumpelt zu werden, fehlt vielfach. Und es gibt heutzutage eine Infektion von geradezu dämonischer Struktur und Wucht. Schon spüren wir eine sich steigernde und versteifende Welle des Antiklerikalismus und der Kirchenfeindlichkeit. Äußere Ereignisse und Einflüsse können neue Entladungen auslösen. Wir wissen, daß der Mensch schon unter normalen Lebensumständen ohne Gnade, ohne die Kraft von oben sein Leben nicht meistern kann, weil er ein Schwacher und Armer ist („spoliatus in supernaturalibus, vulneratus in naturalibus“). Was mag dann erst für den Menschen dieser Gegenwart gelten?

Droht dann nicht die Gefahr des *falschen Ausweges* aus der Not der Zeit? Da und dort gibt es Reste von Untergrundbewegungen, Depossedierte von gestern, ewige Landsknechte, die nicht zur Ruhe kommen und sich mit ihrer Kritik angesichts der heillosen Wirklichkeit ja auch gar nicht schwer tun. So wächst ein neuer Militarismus, und es hat mitunter den Anschein, als ob zumindest eine militante Art deutscher Jugend im Spiel der Weltmächte einkalkuliert und gefördert würde. Es gibt einen neuen Nationalismus, der mit dem Nationalsozialismus nicht das geringste zu tun hat, sich aber ernsthaft für das Wohl und die Würde des Volkes verantwortlich weiß; natürlich steht er in Gefahr, die Wichtigkeit geistiger Entscheidungen und Umformungen zu übersehen. Erschütternd wirkt die Vielzahl der einseitigen Fehllosungen: Humanismus und Griechentum, Kant und Goethe, Thomas Mann und Frank Thiess, deutscher Idealismus und fremde Dekadenz, Brecht und Becher, es ist ein toller Wirbel entfacht!

Wundert es uns da, wenn die Müdigkeit und das Irrewerden bis zur *Angst und Verzweiflung* weiterschwären? Die Angst vor dem Menschen ist eine der Grundbefindlichkeiten der Gegenwart — nicht nur bei denen, die solche Menschen erlebten, die sie von Haus und Hof verjagten und aus der eingesessenen Heimat vertrieben, oder bei den Gezeichneten der Bombenangriffe, der KZ. und Gestapo, sondern als allgemeine Haltung. Die philosophischen Schlagworte von dem „Ausgeliefertsein“, von der „Geworfenheit“,



vor dem „Nichtsein“ der Kreatur bekommen einen schaurigen populären Widerhall inmitten unserer völkischen Katastrophe. Zweifellos werden sich auf einem solchen Hintergrund neue Versuche erheben, die politische Katastrophe psychologisch und weltanschaulich zu sehen und zu überwinden; gewiß wieder auch solche, die von vornherein das Zeichen des Irrtums und der Enttäuschung tragen. Um so schwerer wiegt da die Verantwortung der christlich gebliebenen Volksteile, bzw. der Kirche.

### *Und die Kirche?*

„Die Furche“ (Wien) II/31 vom 3. August 1946 berichtet über das Werk von K. S. Latourette „Geschichte der Ausbreitung des Christentums“, dessen 7. Band die Jahre 1914 bis 1945 behandelt, als „*eines der größten Zeitalter des christlichen Glaubens*“. Die hauptsächlichsten Gründe für das Erstarken des christlichen Lebens in der stürmischen Welt der letzten dreißig Jahre sieht Latourette nicht in äußeren Machtpositionen der Kirche — Invasion und Hunger haben die meisten bestehenden Organisationen zerstört. Auch nicht in psychologischen Reaktionen; die gegenwärtige Sucht, das Heil in einem immer komplizierteren kirchlichen bürokratischen System zu finden, hat damit wenig zu tun. Vielmehr scheinen sie ihm zu liegen: 1. in der neuen Missionsmethode bei den Eingeborenen; 2. bei den zahllosen Enterbten und Zertretenen unserer Zeit in der gewaltigen Verkündigung des gleichen Wertes jeder menschlichen Seele und der unbedingten Heiligkeit der menschlichen Persönlichkeit durch das Christentum, und 3. in der „Wahl für das Leiden“, die die Kirche inmitten der Verfolgungen wie Verlockungen bei der Entscheidung für „Leiden oder Verleugnen und seinem Glauben Untreuwerden“ vollzogen hat.

Der Katholizismus hat zu dieser Verkündigung in harter und treuer *Bewährung* gegenüber dem Wahnwitz des Nationalsozialismus an dessen zentraler Stätte wahrhaftig sein Teil geleistet; so sehr, daß wir hoffen, auch in der neuen Etappe, wo sich mitten durch unser Land nicht nur eine machtpolitische Demarkationslinie, sondern auch eine geistesgeschichtliche Auseinandersetzung zieht, recht zu bestehen. Diese Aufgabe ist aber so bedeutsam, daß es einer ernsthaften Besinnung und *Gewissenserforschung* bedarf, bevor wir uns ihr stellen können. Ich habe versucht, in meiner Schrift „Vom Lebenszerfall zur Lebenserneuerung“ (Wien 1946) auf die aktuellsten Fragepunkte einer solchen Selbstbesinnung hinzuweisen. Eine derartige Bereitung für größere Aufgaben scheint auch angesichts des Übermaßes unserer Not nicht vermessen zu sein, sondern sie ordnet sich — abgesehen von der Gültigkeit ihrer Begründung aus theologischen



und pastoralen Erwägungen — durchaus sinnvoll in die Gesetzmäßigkeiten unserer Gesamtentwicklung ein.

Es ist gewiß wahr, daß die konkrete Situation der Kirche in Mitteleuropa keine günstige genannt werden kann. Dafür ist die Kirche viel zu sehr in das *Gesamtschicksal dieser Völker* mit-eingespannt. Deren Notstände stehen im Zeichen der Tragik, weil auch im Zeichen von Schuld. Diese Schuld wird hier weder als billige Anklage noch im Sinne der üblichen völkerrechtlichen Schlagworte gefaßt, da beides nicht an die Tiefe der Problematik rühren würde. Aber gerade weil wir das damit angedeutete Anliegen theologisch sehen und christlich deuten, wächst uns der Mut und Wille, an seine positive Lösung und Erfüllung zu glauben. Das Wissen um Vorsehung und Erlösung bestärkt uns nicht nur in der Hoffnung auf eine Meisterung der Zeitschwierigkeiten, sondern auch in der zuversichtlichen Deutung der Zeitentwicklung.

Wir kennen die *Gesetzlichkeit der Völkerpsychologie*: nach jedem Krieg, bzw. jedem Zusammenbruch folgt zunächst die Phase des Schocks mit seiner Enttäuschung, Demaskierung, Lockerung, Zügellosigkeit, Lebensgier, Genußsucht usw. bis zum Leerlauf und zur Verzweiflung. Dieser Phase folgt dann die der Besinnung, Auseinandersetzung, Klärung, der Kämpfe und neuen Versuche, der Entscheidung und neuen Ausrichtung. In dieser Phase wird die Kirche wieder zum Wort kommen und dafür auf Bereitschaft rechnen können. Jetzt ist die Stunde der stillen pastoralen Treue, der Caritas bis zur äußersten Möglichkeit, der geistigen Selbstbesinnung und Bereitung. Die Stunde der großen Verkündigung und wuchtigen Selbstbezeugung, der prophetischen Aufrüttelung und des Ringens um den Menschen, der Scheidung der Geister und der tieferen Bereitschaft für die Kirche steht erst noch bevor.

Wir kennen die *Gesetzlichkeit der Religionsgeschichte*: nach einem jeden Krieg folgt eine religiöse Welle, so nach den napoleonischen Kriegen die Romantik, nach dem Dreißigjährigen Krieg die Barockfrömmigkeit, nach den Kreuzzügen die deutsche Mystik, nach der Völkerwanderung der missionarische Frühling. Auch nach 1918 kam ein religiöser Auftrieb, aber er war nicht stark genug — Versailles war kein Friede, sondern nur eine Pause. Es ist, als ob sich Gott über die zerschlagene Menschheit jeweils besonders erbarmen wollte und sich ihr wieder erbarmend näher offenbarte. So spüren wir schon behutsam und elementar zugleich eine religiöse Welle herankommen, und es ist für uns die große Frage: Sind wir Christen religiös tief und reif genug, um diesen Auftrieb beheimaten zu können? Oder werden sich die Heimkehrer enttäuscht von uns abwenden müssen und für ihre





Sehnsucht irgend eine Neugründung versuchen? Die uns noch gewährte Pause soll eine Zeit der Bereitung sein.

### *Stunde der Seelsorge*

Diese Bereitung ist Werk der Gnade, und dieses Werk wird sich über uns offenbaren, wie uns in den letzten Jahren die Gnade der Bewährung im Sturm der Verfolgung zuteil wurde. Wenn aber irgendwo, dann muß hier das opus operantis durch die *Seelsorge* hinzutreten. Bietet die Seelsorgerschaft in unserem Bereich die Voraussetzungen für ihre so entscheidungsschwere Aufgabe? Welche Entwicklungslinien werden da sichtbar? Aus der Begegnung mit dem Klerus bei Tagungen und Conveniats möchte ich folgende Eindrücke dazu wiedergeben.

Zunächst wohl dies: Der *Seelsorgeklerus* ist weder gebrochen noch überheblich. Man findet relativ wenig Pessimismus und keinerlei Triumphgeschrei; ziemlich rasches Verwinden etwaiger Übergangspsychose und fast keinen Rückstand an Ressentiments. Überall begegnet eine lebendige Nähe und Treue zum Volk, aus der die Erlebniskurve selbsttätig reguliert wird. Besonders eindrucksvoll war mir, wie vielfältig und nachdrücklich die Forderung nach Abbau des Hasses zwischen den Völkern, Volksgruppen und einzelnen vertreten wurde. Allenthalben glüht eine warme Liebe zum Volk, und heute ist wohl kein Berufsstand so volksverbunden wie der Klerus. Nirgendwo fand ich so viel echte Volkssorge und Hilfsinitiative. Niemand wagt so mutig und uneigennützig, für die Darbenden und Gequälten einzutreten wie Bischöfe und Priester. Dabei eine bewußte und bejahte Distanz gegenüber den Parteipolitikern und Besatzungsbehörden.

Allerdings scheint mir das missionarische *Selbst- und Sendungsbewußtsein* nicht überall gegeben zu sein. Das Erlebnis der göttlichen Sendung, wie es z. B. den Hauptträgern der Gegenreformation noch zu eigen war, ist vielfältig überschattet. Viele Priester sind vom Alltag mit seinen Sorgen, Mühen und Bedrängnissen, von der Enge ihrer konkreten Aufgabe eingezwängt und niedergedrückt. Es macht sich doch geltend, daß lange Jahre religiöser Vertiefung und theologischer Verkündigung aufzuholen sind. Umso bedauernswerter ist da, daß der jetzt doppelt nötige, wuchtige Einsatz der außerordentlichen Seelsorge vorerst fast unmöglich scheint: es stellt sich immer tragischer heraus, wie sehr speziell die männlichen Priesterorden durch Krieg und Verfolgung dezimiert worden sind. Führende Männer der praktischen Pfarrseelsorge werden mehr und mehr die pastorale Diskussion anregen und ausrichten müssen. Daß daraus nicht wieder — wie in den Zwanzigerjahren — ein allzu subjektives, buntes und



kraftloses Hin und Her werde, dafür mögen die Oberhirten, Seelsorgeämter und Zeitschriften sorgen.

Der Wille zu einer *besonderen Bemühung* im Sinne der Vertiefung und Neugewinnung ist gleichwohl schon jetzt ziemlich allgemein. Er offenbart sich am häufigsten im Ruf nach baldigen und tiefgreifenden Volksmissionen. Ein Jahrzehnt der Volksmission steht vor uns! Meine Eindrücke von den verschiedenen Missionare-Tagungen der Nachkriegszeit sind allerdings weder tief noch einheitlich. Weder in der Thematik noch in der Methodik sind anscheinend wesentliche Neuerungen zu erwarten, und bezüglich der aktuellen Zielsetzung mangelt es weithin noch an Klarheit und Einheitlichkeit. Gerade dies wurde nicht recht deutlich, wieweit und wie sich die heutige Volksmission — neben der mehr denn je nötigen Festigung und Vertiefung des treuen Kirchenvolkes — der Werbung und Rückgewinnung der so zahlreichen und differenzierten Fernstehenden widmen könne und mit welchen Mitteln das gegebenenfalls am ehesten und wirksamsten zu erreichen wäre. Jedenfalls wird immer deutlicher die Notwendigkeit gesehen, mit dem zerquälten Menschen von heute fruchtbar ins Gespräch zu kommen, sogar unter psychotherapeutischem Gesichtspunkt.

*Einige Gruppen* kehren bei den Seelsorgern als Gegenstand der Sorge immer wieder: Wie steht es um die Gebildeten? — Welche weltanschauliche Entwicklung nimmt der Sozialismus? — Die Jugend? — Das Landvolk inmitten mancher Auflösungserscheinungen? — Werden die Aufnahmegegenden für Flüchtlinge durch die Übervölkerung ruiniert? — Hält ein genügend starker Stamm unserer weiblichen Jugend der Besatzungsproblematik stand? — Ist der Schlurf aller Altersklassen als Abfallsprodukt des modernen Zusammenbruchs rettbar? — Was kann gegenüber dem Familienverfall (Scheidungselle, Ehemißbrauch, Ehebruch, Abtreibung usw.) geschehen? — Läßt sich Haß und Hader und Streit nicht gründlicher und rascher ausheilen? usw. usw. Gewiß — einige dieser Fragen sind nicht ganz richtig gestellt, aber ihre Zahl und Schwere drückt hart auf die Seelsorger. Sie spüren den Lebenszerfall und die Herzensnot ganz unmittelbar. Die Priester wissen um die Hungertragödien der Gefangenschaft wie der flüchtigen Ausgesiedelten. Die Depossidierten von gestern haben vielfach niemand sonst, zu dem sie um Hilfe zu gehen wagen. Die Überlast des Amtes von der sozialen Verantwortung her wird um so stärker erlebt, als der Geistliche weiß, wie sehr die soziale Autorität der Kirche relativ begrenzt ist, und er nicht Versprechungen machen und Leistungen in Aussicht stellen darf, denen Enttäuschung folgen muß. Unsere Geltungskraft und Reichweite im öffentlichen Leben ist auch nach dem Zusammenbruch



des Nationalsozialismus gering geblieben, und wir hüten uns, kirchenfreundliche Pressenotizen zu überwerten.

Gleichwohl trifft man Bitterkeit oder Ressentiments nur in Ausnahmefällen an. Wohl stößt man immer auf Seelsorger, die inmitten der Not ihrer Anvertrauten müde und ernst, ja traurig geworden sind. Aber auch sie suchen unablässig nach der *rechten Botschaft für ihr Volk*. „Was predigen wir heute?“ — das ist eine häufige Frage (vgl. meinen Artikel dazu im „Seelsorger“, Wien, XVI/12, Sept. 1946). Posthume Apologetik gegenüber den Restbeständen des Nationalsozialismus wird nirgends gepflegt, neue Schlagworte sind noch nicht laut geworden, und für die soziale Verkündigung bedarf es wohl noch einiger Klärung. Allgemein wird das Bedürfnis gespürt, in einer solchen Situation die Verkündigung nicht zu zersplittern, sondern in einigen Grundgedanken zusammenzufassen: das Gottesbild, das Christusbild, das Kirchenbild, das Menschenbild usw. Es bedürfte wohl einer zielklaren Lenkung und Anregung dieser Predigt, die von den Zufälligkeiten und Harmlosigkeiten mancher Aussendungsdrucksachen natürlich nicht leben kann. Wird sie aber auch das Kirchenvolk erreichen, und wie wird dieses reagieren müssen?

### *Die Aufgabe der Christen*

Unser christliches Volk hat im gesamten deutschen Sprachraum während der letzten Jahre und eigentlich Jahrzehnte — seit 1914, nicht erst seit 1933 — *ungewöhnliche Belastungen*, Bedrohungen des Glaubens und Bewährungen der sittlichen Haltung zu bestehen gehabt. Es ist ein zerquältes Volk. Selbst eine Lockerung des wirtschaftlichen Druckes — um 1925 oder 1935 — war nur künstlich und kurzlebig. Höhepunkte des Erlebens außerhalb des Kirchenraums gab es nur durch Aufpeitschung und darum für Tieferblickende nur auf dem Hintergrund des Grauens. Es ist schrecklich, im innerlichen Gegensatz zur Umwelt des eigenen Volkes leben zu müssen. Ob man irgendwo in der Welt draußen ermessen kann, wie zermürbt und wie „fertig“ der mitteleuropäische Katholizismus jetzt ist? Weder Sieger noch Neutrale und am allerwenigsten Emigranten können beurteilen, wieviel Kraftverbrauch der Widerstand gegenüber der Dämonie der konstanten Not, der Dämonie des Nationalsozialismus in seinem eigenen Land, der Dämonie zweier Zusammenbrüche kostete. In diese psychologische Katastrophe bricht nunmehr die brutale Existenznot ein. Hat eine religiöse Verkündigung da noch Raum und Sinn?

Sie hat beides umsomehr, als sie dem Menschen gerade das bringt, was er eben in dieser Not braucht. So wandelt sich die Frage nach der Situation, nach dem tatsächlichen psychologischen





Bestand im religiösen Bereich zu der anderen Frage nach dem religiös-psychologischen Soll, nach der entsprechenden Aufgabe, um die wir uns gemeinsam zu mühen haben, um der Stunde gewachsen zu sein. *Die Aufgabe* zielt also nicht auf eine neue Last aus der Verpflichtung, sondern auf eine Gabe und Kraft, um die wir ringen, auf Gaben und Daseinshilfen, die außerhalb des religiösen, bzw. christlichen Bezirkes gar nicht mehr greifbar sind.

Wir ringen in diesem Sinne zunächst um die *Selbstbehauptung der christlichen Persönlichkeit*, um das Bestehen inmitten aller Not und Zermürbung und Quälerei, um das Selbstbewußtsein gegenüber aller Würdelosigkeit und Verlorenheit, um die Ehre und Würde und Sauberkeit und Adeligkeit des Lebens auch im Mangel und Schmutz. Dazu hilft der kollektive Materialismus gar nichts — er führt immer wieder zu innerer Proletarisierung. Hier versagt auch der akademische Humanismus, und auch der Ruf nach „Weimar“ und „Goethe“ kann nicht fangen. Die Menschheit wird es uns danken, wenn wir ihr durch Wort und Wandel überzeugungskräftig Zeugnis ablegen von der Menschwerdung Gottes selber, vom Adel des Menschen und der Persönlichkeit Gottes, vom Wert der einzelnen Seele, von der Ehre und Würde und Sinnhaftigkeit des christlichen Lebens, von der Kraft und Reichweite der Gnade.

Wir ringen um das Hoffen- und Vertrauenkönnen, um einen *geistigen Lebenswillen*. Pessimismus und Untergangsstimmung, „Geworfenheit“ und Lebensangst sollen den Christen nicht überwältigen können. Sein Leben scheint, äußerlich gesehen, nicht mehr lebenswert. Aber dieses Leben reicht in der christlichen Schau in andere Welten, aus denen es seinen letzten Sinn und neue Kräfte erhält. So bleiben wir denn die Vertrauenden, die Hoffenden, die Gläubigen und Erfüllungsbereiten. Auch nach diesem Zusammenbruch wird — wie in den Zwanzigerjahren — ein frischer élan vital einsetzen, eine neue Jugendbewegung kommen, ein Erneuerungswille durchbrechen. Nirgendwo wird dafür mehr Bereitschaft und Erfüllung blühen als im Christentum.

Wir ringen um ein *drängendes Sendungsbewußtsein* auch in dieser Stunde. Nicht in der üblen Art, die an parteipolitischen oder wirtschaftlichen Geschäftemachern auch heute wieder so unangenehm auffällt. Konjunkturgewinne sind so trügerisch und ihre innere Qualität meist sehr fraglich. Das christliche Sendungserlebnis wächst ebenso sehr aus dem Wissen um Schicksalsverbundenheit und Mitverantwortung, wie aus dem Wissen um die eigene Begnadigung. Und das letztere vermag sich auch inmitten der *Gegenwartsbedrängnis* zu behaupten. Die Begegnung mit dem Kreuz als einem Zeichen des Heiles, nicht nur des Schmerzes ist



dem Christentum unvertraut. Wenn unsere „Katholische Aktion“ in dieser Leidenszeit von dem verliert, was ihr vor Jahren anhaftete, wird es ihr Schaden nicht sein.

Wir ringen um eine *zeitgerechte Verwirklichung unseres Apostolates*. Über die Form und Methodik dieses Apostolates läßt sich nicht viel ausmachen. Wir wissen noch nicht einmal, ob es sich konkret mehr im Sinne der Caritas oder der Seelsorgehilfe auswirken soll. Es ist auch noch nicht klar, ob neben der großen Bezeugung im Antlitz der Welt die unmittelbare Bemühung um den einzelnen nicht doch wieder im Vordergrund der kirchlichen Bestrebungen stehen wird und ob der Sühnegedanke angesichts so vieler Frevel, Schuld und Irrung durchdringen wird, zuvor geläutert und vertieft. Mögen Stylitentum und Selbsteinkapselung subjektiv verständliche Formen der Weltflucht und Eigenbewahrung sein, das Erlebnis und die Wirklichkeit der Schicksalsgemeinschaft ist heutzutage viel zu stark, so daß der Apostolatsruf gewiß auf eine breite Gefolgschaft zählen kann.

Wir ringen schließlich um eine *große Bereitschaft*: Nicht nur für die Heimkehrer, für die Zurückfindenden und Suchenden, für die unzähligen Wanderer auf den heimischen Landstraßen; nicht nur für die neue Zeit, einen neuen Lebenswillen und eine gemäße Weltordnung, für alles Kommende und Zukünftige. Unser Vertrauenkönnen und Hoffenwollen lebt aus einer tieferen Bereitschaft — aus dem Harren auf das Kommen des Herrn selber. Er ist seit der Menschwerdung unaufhörlich unterwegs zu uns. Wie dünn ist die Wand, die uns von seiner Gegenwart trennt! Unzählige Male der Existenznot und Lebensgefahr haben uns aus der Welt dieser Zeitlichkeit entrückt und der anderen Welt nähergebracht. Unsere eschatologische Sehnsucht hat deshalb nichts Naives oder Flüchtliges an sich; sie wird außerdem gnadenhaft genährt aus dem unzerstörbaren Erlebnis der Nähe des Herrn: „Komm immerdar, Herr Jesus! Komme bald!“

## Pastoralfragen

**Der Schleichhandel.** Dem Staat ist von der Natur, also letztlich von Gott selber, die Pflicht auferlegt, für das irdische Gemeinwohl zu sorgen. Diese Pflicht wird besonders dringlich in Zeiten allgemeiner großer Not, wenn die Bürger insgesamt aus sich selber nicht oder kaum mehr imstande sind, sich den nötigen Lebensunterhalt, d. h. Nahrung, Kleidung, Wohnung, zu besorgen.

In Erfüllung seiner Pflicht hat dann der Staat Gesetze und Verordnungen zu erlassen, die den Bürgern ihren notwendigen Lebensunterhalt, soweit möglich, sichern. Seine Gesetze und Verordnungen kann der Staat, wenn er will, so erlassen, daß sie unmittelbar im Gewissen verpflichten als notwendige Übung der *justitia legalis*. Er kann sie aber auch, wenn er will, als bloße Pönalgesetze



und Pönalverordnungen erlassen, die als solche im Gewissen nicht zur Leistung des direkt Geforderten, sondern nur zur Leistung der Strafe verpflichten, wenn der Gesetzesübertreter dazu verhalten wird.

Infolge der ungeordneten Anlage des Menschen kommt es, wie die Erfahrung zeigt, dazu, daß diese Normen vielfach übertreten werden durch den sogenannten *Schleich-* oder *Schwarzhandel*, worunter man ganz allgemein jenen Handel und jene Praktiken versteht, welche unter irgendeiner Rücksicht gegen die zum genannten Zweck erlassenen Gesetze verstoßen; es sind „illegale“ Handlungen.

### I. Allgemeine moraltheologische Beurteilung des Schleichhandels

Die gesunde Moraltheologie sieht dort keine Sünde, wo es sich nicht um die Übertretung eines sicher im Gewissen verpflichtenden Gesetzes handelt; wo aber ein derartiges Gesetz übertreten wird, scheut sie sich nicht, das „Non licet tibi“ zu sprechen.

Sind nun alle Schleichhandelsgesetze unmittelbar im Gewissen, also unter Sünde, bindend? Nein; es befinden sich darunter auch reine Pönalgesetze. Ja, es gibt Moralisten, die von der Voraussetzung ausgehen, der moderne Staat kümmere sich überhaupt nicht um das Gewissen und wolle darum auch nicht im Gewissen verpflichten. Nach diesen Autoren sind mithin alle Schleichhandelsgesetze reine Pönalgesetze. Damit wollen sie jedoch nicht sagen, daß diese nicht aus einem anderen Grunde im Gewissen binden. So bemerkt z. B. Vermeersch, *Theologia Moralis* I<sup>4</sup>, n. 175, d: „Öfter, als manche meinen, kann es Umstände geben, in denen Gesetze, die an sich nur Pönalgesetze sind, im Gewissen verpflichten . . . Wenn z. B. zur Verhütung oder zur Behebung des Warenmangels oder großer Teuerung an die Bürger der Befehl ergeht, entweder die Nahrungsmittel zum Gemeinwohle zur Verfügung zu stellen (was die Pflicht zur Güterdeklaration voraussetzt) oder sich mit mäßigeren Preisen zu begnügen, wird durch die *allgemeine Notlage* (also durch das Gesetz der Liebe) eine derartige Verfügung im Gewissen verpflichtend“. Die größere Zahl der Autoren ist aber der Ansicht, daß diese Gesetze, soweit sie für die gerechte Verteilung lebenswichtiger Güter notwendig sind, unmittelbar im Gewissen verpflichten.

Wie sich von selbst versteht, verlieren die Gesetze ihre im Gewissen bindende Kraft, wenn die Wirtschaftslage wieder normal geworden ist. Erläßt die Obrigkeit Verordnungen, die mit bestehenden Gesetzen praktisch unvereinbar sind, so verlieren diese Gesetze ihre Verbindlichkeit.

Ist aber die Übertretung der geltenden Gesetze immer schwere Sünde? Wer wollte das behaupten?! Wenn nicht einmal jeder Diebstahl schwer sündhaft ist, um wieviel weniger jede Verletzung dieser Normen, wobei es sich meistens gar nicht um Diebstähle handelt! Zur schweren Sünde gehört ein *bedeutender Gegenstand*, eine *materia gravis*, und zwar hier nicht die *materia relative gravis*, sondern zum wenigsten eine *materia absolute gravis*, da ja — wir machen diese Unterstellung — nicht eine Einzelperson, sondern unbestimmt mehrere oder der Staat irgendwie geschädigt wird. Zur *materia absolute gravis* kann man mit P. J. Arendt S. J., *Nouvelle Revue théologique* 1926, 123 ff., jenen Wert fordern, der notwendig ist für den Wochenunterhalt (Nahrung, Kleidung, Wohnung) einer mittelgroßen Familie (mit drei Kindern) des bürgerlichen





Mittelstandes. Da es sich aber hier nicht um Diebstahl oder eigentliche Eigentumsschädigung handelt, wird man die so errechnete *materia gravis* verdoppeln müssen und somit sagen: *Jener sündigt schwer, der durch Schleichhandel dem Gemeinwohl so viel entzieht, als den doppelten Wochenunterhalt einer mittelgroßen Familie des bürgerlichen Mittelstandes ausmacht.* Diese Regel gilt für die Fälle, in denen die Entziehung auf einmal, d. h. durch einen einzigen Akt, geschieht oder auch nacheinander durch verschiedene Akte, sofern von Anfang an die Absicht bestand, den genannten großen Betrag zu hinterziehen. In anderen Fällen, besonders wenn die Hinterziehungen in Abständen geschehen, und zwar bei Werten, die dem genannten Betrage sich nähern, in Abständen von wenigstens zwei Monaten, ist die Sünde nicht schwer.

Es ist gar wohl zu beachten, daß das Privateigentum mit der Auflage behaftet ist, dem Gemeinwohl zu dienen, und zwar kraft der strengen Gerechtigkeit; weil sich aber diese Aufgabe und Auflage quantitativ nicht genau bestimmen läßt, wird man die hier aufgestellte Regel gelten lassen können.

Außerdem ist zu beachten, daß *kleinere Schenkungen*, besonders an Angehörige oder schwer Notleidende, immer erlaubt sind, weil der Staat diese Art von Caritas nicht verbieten kann. Dasselbe gilt von der Entrichtung des *Arbeitslohnes* durch Naturalien an Gelegenheitsarbeiter. Ist jemand gemäß den folgenden Darlegungen zum Nachzahlen des Zolles oder zum *Schadenersatz* an den Staat oder eine Mehrzahl von Personen verpflichtet, so darf der Betrag jenen gegeben werden, für welche der Staat zu sorgen hat, also den Notleidenden (wozu unter Umständen auch der Restitutionspflichtige selber gehört) oder den Caritasinstituten.

## II. Die wichtigsten Arten des Schleichhandels

1. *Der Schleichhandel mit Schmuggelwaren.* Nach einer noch immer probabeln Ansicht sind die den Schmuggel verbietenden Gesetze reine *Pönalgesetze* im oben erklärten Sinn. Indessen kann man beim Schmuggel dennoch sündigen, und zwar:

a) wenn man, um den Schmuggel zu ermöglichen, nicht bloß eine erlaubte Restriktion, sondern eine wirkliche Lüge verwenden will oder verwendet;

b) wenn man den Zollbeamten nicht bloß durch ein Geschenk zu einer ihm erlaubten milden Handhabung des Gesetzes, sondern zur Verletzung der ihm amtlich (also *ex justitia*) obliegenden Pflicht verführen will oder verführt, — woraus dann die Gerechtigkeitspflicht erwächst, dem Fiskus den entgangenen Zoll nachträglich zu entrichten;

c) wenn man entschlossen ist, den Beamten unter Umständen an der Erfüllung seiner Pflicht durch Gewaltanwendung zu verhindern, vielleicht sogar durch Schädigung an Leib und Leben, oder wenn man ihn auf diese Weise wirklich hindert, — woraus dann die Pflicht entsteht, den Schaden an Leib und Leben dem Beamten (bzw. seiner Familie) zu ersetzen;

d) wenn man den Schmuggel sehr oft oder gar berufsmäßig betreibt. Das ist sündhaft wegen der großen Gefahren, denen man dadurch sich selbst und eventuell seine Familie aussetzt.

In den Fällen a) bis c) begeht man eigentliches Unrecht, indem man den Staat an der Erreichung in sicherer Aussicht stehender Güter verhindert durch Mittel, die ein eigentliches Unrecht gegen





den Staat enthalten. Daraus entsteht die Pflicht, den Zoll nachzahlen.

Schmuggel verstößt, wie gesagt, an sich nur gegen reine Pönalgesetze. Das ist vom Schmuggel zu verstehen, bei dem man Güter aus einem nicht notleidenden Land in ein anderes bringt. Gilt aber nicht vom umgekehrten Fall; denn in diesem Falle, besonders in Zeiten großer Not des eigenen Landes, ist Schmuggel sündhaft, weil man dadurch den Staat an der Besorgung des Gemeinwohls hindert.

Was ist nun vom *Handel* mit Schmuggelwaren zu halten? Die illegal in das Land gebrachten Waren werden in den meisten Fällen nicht deklariert und sind dann dem allgemeinen Nutzen entzogen. Die moralische Beurteilung dieser Illegalität richtet sich dann nach den weiter unten anzugebenden Regeln. In den meisten Fällen werden die Schmuggelwaren zu überspitzten Preisen verkauft. Dadurch kann man sich schwer gegen die ausgleichende Gerechtigkeit verfehlen und sich so die Verpflichtung zuziehen, den Überschuß über den gerechten Preis dem Käufer zurückzugeben.

Hier gibt sich nun Gelegenheit, die Normen anzugeben, nach denen die *Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Preises* zu beurteilen ist. Man unterscheidet bekanntlich den gesetzlichen (legalen) Preis vom Marktpreis. Vom Sonder- oder Liebhaberpreis können wir hier absehen. Jeder, auch der gesetzliche Preis muß gerecht sein, sonst braucht man sich nicht an ihn zu halten.

Die Frage nach dem *gerechten Preis* behandelt lichtvoll Otto Schilling in seinem Lehrbuch der Moralthologie II, n. 425. Es seien daraus folgende Gedanken entnommen. Preis ist der in Geld ausgedrückte Wert. Wert einer Ware im objektiven Sinn ist der in ihr selbst enthaltene Wert, der 1. die Produktionskosten einschließlich der Auslagen für Rohstoffe nebst Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals und 2. den Arbeitslohn umfaßt, wozu dann noch 3. ein angemessener Gewinn kommen muß. Die genannten Momente ohne den Gewinn bezeichnen die unterste Grenze des gerechten Preises. Zu diesen objektiven Faktoren muß aber noch ein mehr subjektives Moment kommen, nämlich der Wert, den eine Sache nach allgemeiner Schätzung für Interessen und Bedürfnisse, also ihre Eignung zur Bedarfsdeckung, ihre Brauchbarkeit für das Gemeinwohl, besitzt; diese Brauchbarkeit offenbart sich in Angebot und Nachfrage. Die allgemeine Schätzung wird rechtmäßig gebildet, wenn sie nicht beeinflusst ist durch gewaltsame, unehrliche Mittel wie Unterdrückung der Konkurrenz, betrügerische Verbreitung falscher Nachrichten oder durch Aufkauf und Verbergung von Waren, und wenn die Wirtschaftslage normal ist. Diese allgemeine rechtmäßig gebildete Schätzung bestimmt den gerechten *Marktpreis*. Es wird sich dabei für gewöhnlich ein niedrigster, ein mittlerer und ein höchster Preis ergeben, dessen Einhaltung an sich (d. h. wenn die allgemeine Schätzung infolge besonderer Titel nicht einen anderen Preis zuläßt) eine Pflicht der strengen Gerechtigkeit ist.

Der *gesetzliche Preis* wird vom Staat besonders dann festgesetzt, wenn sich in einem wichtigen Warengbiet Mangel einstellt und deshalb die Wirtschaftslage anormal wird. Der Warenmangel ist ein Faktor, der den Marktpreis oft so in die Höhe schnellen läßt, daß viele kaum oder gar nicht mehr imstande sind,



solche Waren zu kaufen. Das ist natürlich für das Gemeinwohl verhängnisvoll, wenigstens dann, wenn die lebenswichtigen Artikel davon betroffen werden. Hier muß der Staat eingreifen und die Preise festsetzen. Wenn das geschieht, so hat der legale Preis die Vermutung für sich, daß er gerecht sei. Diese Vermutung fällt nur dann dahin, wenn die Ungerechtigkeit des legalen Preises bewiesen wird; sie wird bewiesen, wenn objektiv urteilende Sachverständige die Ungerechtigkeit behaupten, gestützt auf den Nachweis, daß der Preis dem objektiven (oben beschriebenen) Wert der Waren so wenig entspricht, daß der Verkäufer nicht einmal auf seine Kosten kommt. Der legale Preis wird natürlich dann ungerecht, wenn der Warenmangel durch Änderung der Wirtschaftslage behoben ist. Ebenso braucht man sich an den legalen Preis nicht zu halten, wenn er im allgemeinen, auch von gewissenhaften Leuten, nicht eingehalten wird, zumal unter stillschweigender Zustimmung der zuständigen Behörden. (Vgl. *Aertnys-Damen*, Theol. Mor. I<sup>13</sup>, n. 925; *Merkelbach*, Theol. Mor., n. 514).

Grundsatz: Man ist im Gewissen verpflichtet, nur für den legalen Preis zu kaufen und zu verkaufen. Wer außer den soeben genannten Umständen zu einem anderen Preis Handel treibt, versündigt sich im Gewissen gegen die Gerechtigkeit und ist verpflichtet, den Überschuß dem Käufer zurückzugeben, bzw. das Fehlende nachzuzahlen. Sofern jedoch der höhere oder niedrigere Preis nicht gezwungen, sondern spontan, ganz freiwillig bezahlt oder angenommen wird, handelt es sich um eine teilweise Schenkung, die nicht gegen die Gerechtigkeit verstößt, wohl aber gegen die Liebe, wenn Notleidende außerstand gesetzt werden, die lebensnotwendigen Waren zu kaufen. In den Fällen, wo sich die Verkäufer gegenseitig vertraglich verpflichtet hätten, nicht unter dem gerechten Preis zu verkaufen, würde der billiger Verkaufende durch Verletzung des Vertrages, also der strengen Gerechtigkeit, schadenersatzpflichtig gegenüber den anderen Verkäufern, die infolge seiner Praxis Kundschaft verloren hätten.

2. Der Handel mit nicht kontrollierten Waren. Nicht bloß Schmuggelwaren, sondern auch andere werden der staatlichen Überwachung entzogen. Ist das Sünde? Zweifelsohne muß der Staat in Zeiten allgemeiner großer Not eine Bestandsaufnahme der vorhandenen lebenswichtigen Waren anordnen; sonst ist es ihm unmöglich, eine angemessene Verteilung an alle Klassen der Bevölkerung, besonders der ärmeren Volksteile, in die Wege zu leiten. Die bejahende Antwort auf die Frage, ob die Vorschriften, die Waren anzugeben, im Gewissen verpflichten, ergibt sich aus den einleitenden oben angeführten Sätzen. Es ist Sünde, die lebenswichtigen Waren nicht zu deklarieren, sofern man dazu aufgefordert wird, außer es ginge um Waren, die man als kleinere Geschenke an Angehörige und besonders Notleidende oder zur Entrichtung des Arbeitslohnes an Gelegenheitsarbeiter in Reserve behalten will.

Nach *Vermeersch*, Theol. Mor. II<sup>8</sup>, n. 425, verletzen jene die strenge Gerechtigkeit, welche lebenswichtige Waren zusammenkaufen und verbergen, weil sie dadurch die Seltenheit der Waren verursachen und die zur gerechten Preisbildung erforderliche allgemeine Schätzung betrügen.

Wann die Nichtangabe schwer sündhaft ist, wurde oben ebenfalls angegeben.



Der *Handel* mit nicht kontrollierten Waren ist ungerecht, wenn die Preise ungerecht sind gemäß den früheren Ausführungen, ist unerlaubt, weil gegen im Gewissen bindende Gesetze oder doch gegen die Liebe, wenn dadurch die Notleidenden am Erwerb lebenswichtiger Güter gehindert werden.

3. *Der Handel mit Rationierungskarten.* Das System der Rationierungskarten wird vom Staat eingeführt, um eine angemessene Verteilung der lebenswichtigen Güter zu ermöglichen, ein Zweck, der nur erreicht wird, wenn es gelingt, das System durchzuführen.

Das System kann von Staatsbeamten oder von Privaten gestört werden. Wenn Staatsbeamte Rationierungskarten veruntreuen, verletzen sie ihre Amtspflicht, also die strenge Gerechtigkeit, und sind dem Staate gegenüber ersatzpflichtig, sofern dadurch dem Staat zeitlicher Schaden entsteht, was allerdings selten zutreffen wird. Sie verletzen aber sicher das Gebot der Liebe, weil sie die angemessene Verteilung der lebenswichtigen Güter beeinträchtigen. Private, die von Staatsbeamten Rationierungskarten kaufen, machen sich der Mitwirkung mit deren Ungerechtigkeit schuldig und sind mit ihnen zum Ersatz des daraus etwa dem Staate erwachsenden Schadens verpflichtet. Sie sind im Gewissen verpflichtet, die Karten zurückzugeben gegen den dafür bezahlten Preis oder an Bedürftige zu verteilen, schon deswegen, weil der mit dem Staatsbeamten abgeschlossene Kaufvertrag ungültig ist, indem diese „verkauften“, was nicht ihr Eigentum war. Diese Rückgabepflicht bestände um so mehr, wenn die Rationierungskarten erpreßt oder gestohlen wären.

Auch *Verschenkung* oder *Verkauf* von ungültig erworbenen Karten ist nicht bloß unerlaubt, sondern auch ungültig, weil man nur eigenes, nicht aber fremdes Gut verschenken oder verkaufen kann. Gültig und rechtmäßig erworbene Rationierungskarten kann man aber ohne Verletzung der Gerechtigkeit verschenken oder zu einem vernünftigen Preis verkaufen; die Karten haben ja einen wahren Wert, weil sie die Möglichkeit bieten, Waren zu kaufen; dieser Wert ist aber an sich nicht so hoch wie der Wert der zu kaufenden Ware, sondern nur ein Bruchteil davon. Es mag vorkommen, daß ein Käufer, der Geld genug hat, spontan bereit ist, für die Karten einen viel höheren Preis zu zahlen: In diesem Fall ist der Überschuß über den gerechten Preis der Karten ein Geschenk. Verschenkung oder Verkauf von rechtmäßig erworbenen Karten wäre aber sündhafte Verletzung der Liebe, wenn man sie solchen gäbe, die ihrer nicht bedürfen, statt solchen, die in wirklicher Not sind.

Daß private *Herstellung* von Rationierungskarten unerlaubter Betrug und Verletzung des im Gewissen bindenden Verbotes oder doch der Liebe ist, versteht sich von selbst. Verkauf oerartiger Karten ist ungültig und zieht die Pflicht nach sich, den dafür erhaltenen Preis zurückzugeben oder an Notleidende zu verteilen.

4. *Kauf ohne Bezugsberechtigung.* Wer Waren ohne Bezugsberechtigung, ohne Rationierungskarten zu gerechten Preisen kauft oder verkauft, sündigt zwar nicht gegen die Gerechtigkeit und wird darum nicht restitutionspflichtig. Allein, wenn dies nicht aus sehr großer Not des Käufers geschieht, verstößt man dadurch gegen das im Gewissen bindende Staatsgesetz oder doch gegen das christliche Gebot der Nächstenliebe gegenüber den Notleidenden. Daß selbstfabrizierte oder gestohlene oder sonstwie ungültige Kar-





ten keine Bezugsberechtigung begründen und die mit ihnen getätigten Käufe unerlaubt machen, ist selbstverständlich, jedoch besteht an sich nach solchen Käufen keine Restitutionspflicht.

5. *Illegaler Tauschhandel.* Der illegale Tauschhandel ist vielfach im Schwung. Was ist von ihm zu halten? Als *Tauschmittel* gelten vielfach Zigaretten. Der Tausch zwischen Zigaretten und Waren ist nur dann gültig, wenn die Zigaretten Eigentum der einen Vertragspartei sind, d. h., entweder von ihr selbst fabriziert oder durch gültige Schenkung, gültigen Kauf oder etwa Erbschaft Eigentum geworden sind; andernfalls ist ihre Vertauschung mit Waren ungültig und bedingt die Wiederherstellung des Zustandes, wie er vor dem Kaufe war. Der Tausch als solcher ist auch ungültig, wenn die Tauschobjekte, in unserem Falle Zigaretten und Ware, in ihrem Werte ganz ungleich sind, außer, man verbände mit dem Tausch wissentlich und freiwillig eine Schenkung, was für gewöhnlich anzunehmen ist, da man ja vernünftigerweise wohl kaum sagen kann, jemand sei gezwungen, Zigaretten zu kaufen, so daß dann deswegen die Schenkung und folgerichtig auch der Tausch als solcher ungültig wäre.

Der Schleichhandel mit Zigaretten und ähnlichen Sachen, wie z. B. mit Feuersteinen, kann sich so weit entwickeln, daß die Zigaretten usw. nicht mehr als eigentliche Tausch-, sondern vielmehr als *Zahlungsmittel* betrachtet werden. Sobald die Entwicklung so weit fortgeschritten ist, bekommen die Zigaretten einen neuen Charakter und brauchen, eben weil sie Zahlungsmittel geworden sind, der durch sie zu erwerbenden Ware nicht mehr gleichwertig zu sein; sie sind dann „Geld“, und das Geld muß seinem inneren Werte nach keineswegs so viel gelten wie die Ware, die man dafür erhält. Es gibt zwar eine Richtung in der Geldwissenschaft, die eine innere Gleichwertigkeit von Geld und gekaufter Ware fordert; aber diese Richtung ist nicht allgemein und wird z. B. bei der Zahlung mit Kleingeld nirgends anerkannt. Darum können auch Zigaretten usw., obschon illegales, doch gültiges Zahlungsmittel sein. Diese Art der Zahlung verstößt mithin nicht gegen die ausgleichende Gerechtigkeit, wohl aber gegen den Gehorsam, oder doch gegen die Liebe, soweit dadurch die angemessene Verteilung der notwendigen Bedarfsgüter zum Schaden der Notleidenden verhindert wird.

6. *Schwarzschlachtung.* Das staatliche Gebot, den Bestand von Tieren, die der Volksernährung dienen, auf Verlangen anzugeben, ist in Zeiten großer Not wenigstens indirekt im Gewissen verpflichtend hinsichtlich jenes Bestandes, der zum Lebensunterhalt der eigenen Familie nicht notwendig ist. Diese Ausnahme ist zu machen nach dem Spruch: „Jeder ist sich selbst der Nächste“, und der Staat hat kein Recht, jemandem den nötigen Lebensunterhalt zu entziehen, um damit anderen zu helfen. Andere Schwarzschlachtungen sind aber sündhaft. Der Verkauf von Fleisch aus Schwarzschlachtungen (mit oder ohne Rationierungskarten) ist nicht als ungerecht zu betrachten, vorausgesetzt, daß dabei der gerechte Preis nicht überstiegen wird.

### III. Schleichhandel notwendig?

Es kann vorkommen und kommt wirklich vor, daß jemand der lebensnotwendigen Sachen entbehrt, wenn er sie nicht auf dem Wege des Schwarzhandels erreicht. Was ist dazu zu sagen? Unter



der selbstverständlichen Voraussetzung, die bei der heute grassierenden Genußsucht leider nicht selbstverständlich ist, daß man spart, also vor allem unnötige Kleiderpracht, Theater- und Kinobesuch, unnötige Schleckereien, unnötiges Rauchen usw. vermeidet, besteht das nächste erlaubte Mittel, sich den notwendigen Lebensunterhalt zu verschaffen, in vermehrter Arbeit; wo das nicht geht, in der Inanspruchnahme der christlichen Caritas, an erster Stelle von seiten der Angehörigen, nachher von seiten der Caritasinstitute. Wer auch dann nicht bestehen kann, d. h., wer z. B. recht empfindlich und längere Zeit hungern oder stark frieren muß oder notwendige ärztliche Hilfe und Heilmittel nicht bekommen und bezahlen kann, ist in der Tat darauf angewiesen, sich auf illegalem Wege das Notwendige zu verschaffen.

Nach dem Spruch: „Not kennt kein Gebot“ kann man jenen nicht der Sünde beschuldigen, der in dieser Notlage, aus der ihn der Staat befreien sollte, aber nicht befreit, die Staatsgesetze, soweit diese nicht zugleich Naturgesetze sind, übertritt. Nach einer eingangs angeführten moraltheologischen Ansicht sind an sich alle den Schleichhandel verbietenden Gesetze Pönalgesetze, die als solche nicht im Gewissen binden, sondern nur insoweit, als sie den einzigen Weg angeben, auf dem man das natürliche und christliche Gebot der Nächstenliebe erfüllen kann. Für die Fälle also, wo sie diesen Zweck zu erfüllen nicht imstande sind, verlieren sie ihre Verbindlichkeit. Darum wird es kein Beichtvater jemand, der sich sonst in seiner Not wirklich nicht zu helfen weiß, verargen, wenn er vielleicht geschmuggelt oder ohne Rationierungskarten das wirklich Notwendige gekauft hat oder schenken ließ oder etwa Schwarzschlachtungen von eigenem Vieh vorgenommen hat. Nur darf bei all diesen Schleichwegen keine eigentliche Lüge, kein eigentlicher Betrug vorkommen, und der Gesetzesübertreter muß bereit sein, die vielleicht erfolgende Strafe auf sich zu nehmen.

Von der unter Umständen (z. B. in äußerster Not) erlaubten Entwendung fremden Gutes soll hier nicht die Rede sein. Nur das muß betont werden, daß 1. derartige Entwendungen immer unerlaubt sind, wenn sich die Eigentümer in gleicher Not befinden oder durch die Entwendung in gleiche Not geraten, und daß man 2. bei der Entwendung den Entschluß haben muß, das Entwendete oder dessen Wert später zurückzuerstatten, wenn man zur Zeit der Entwendung die Aussicht hat, es später tun zu können.

Innsbruck.

J. B. Umberg S. J.

**Die Lage der Frauen kriegsvermißter Soldaten.** Die Rückkehr der Kriegsgefangenen lenkt die Gedanken unwillkürlich auf die Vermißten, auf jene armen Opfer des Krieges, von denen jede Nachricht fehlt. Im völkerrechtlichen Sinn ist der Begriff „vermißt“ leicht definiert. Was aber besagt das Wort „vermißt“ für die Gattin? Für die Eltern und Kinder? Für die sonstigen Angehörigen? Dafür gab mir unlängst jemand mit gequältem Herzen eine zutreffende Umschreibung: Eine Wunde, die nie heilt, ein Schmerz, der immer wieder aufbricht, ein Weh, das immerfort drückt, eine Ungewißheit, die martert, ein Zustand, der nie volle Lebensfreude aufkommen läßt. Eine Todesnachricht trifft momentan hart, aber die Zeit heilt auch diese Wunde. Nach und nach findet man sich mit dem harten Schlag ab.



Von den Angehörigen, die ein Vermißter in der Heimat hat, ist es zweifelsohne die Gattin, für die sich dieses Los am schwersten auswirkt. Es gibt in jeder Pfarre Frauen, die von diesem harten Schicksal getroffen sind, und mehr als eine nimmt den Weg zum Priester, um Trost und Rat zu suchen. Die Fragen, die stereotyp wiederkehren, sind: „Wie wird es meinem Mann ergehen? Ob er noch am Leben ist? Ob und wann er wiederkommen wird? Warum muß gerade mir dies zustoßen?“ So fragen die treuen Gattinnen. Und die anderen? Ja, es gibt auch solche, die mit anderen Fragen kommen: „Ich weiß von meinem Mann seit vier Jahren nichts. Ich möchte wieder heiraten. Geht das?“ Oder es steht noch schlimmer: „Mein Mann ist seit Jahren vermißt; ist es nicht möglich, den Vater meines zu erwartenden Kindes zu heiraten?“ Andere Frauen befinden sich in materieller Not, aus der sie eine neue Ehe retten könnte. Wieder andere hätten für den Betrieb eine männliche Stütze nötig.

So trifft man eine Reihe von Kategorien von Frauen: heroisch duldende und in Liebe treu bleibende, leichtfertige und Ärgernis gebende, untreue und im Schlamm versinkende; solche, die sich auf die Heimkehr des Gatten freuen, und solche, die sich davor fürchten. Nachteile, Vorteile und Leidenschaft können in solchen Fällen schlimme Ratgeber und die Quelle schwerer Verirrungen werden. Auch das sind Ruinenfelder, die der Krieg zurückgelassen hat. Ist es nicht eine Einseitigkeit und ein Zeichen materialistischer Denkungsart, wenn bei Besprechung der Kriegsschäden mit Vorliebe von Kriegskosten, zerstörten Städten, versenkten Schiffen und abgeschossenen Flugzeugen und Panzern gesprochen wird und nicht allen Ernstes auch die anderen Kriegsfolgen in Betracht gezogen werden, wie: Zusammenbruch geistiger und moralischer Werte, Niedergang von Glaube und Sitte, zerstörtes Familienglück und seelisches Leid, wie sie so eindringlich in dem Weihegebet Pius' XII. an das Unbefleckte Herz Mariens hervorgehoben werden? In Ziffern lassen sich diese Schäden allerdings nicht ausdrücken.

Bitten Frauen von Vermißten um *priesterlichen Rat und Trost*, so richtet sich das Verhalten des Priesters naturgemäß nach der besonderen Lage des einzelnen Falles. Alle ohne Ausnahme brauchen aufrichtigen Zuspruch. Am besten geht man vom Hinweis auf die Kraft des lebendigen Glaubens aus, von der Stütze, die die Religion und ihre Gnadenmittel gewähren. Man suche das Gottvertrauen zu heben und lege dar, daß nur die geoffenbarte Religion allein das Problem des Leidens hinreichend zu erklären vermöge. Allen sind auch die unverrückbaren sittlichen Grundsätze darzulegen und, wenn notwendig, ist einzuflechten, daß eine Lösung gegen diese Grundsätze eine Scheinlösung darstelle. Man übersehe nicht den Hinweis, daß, solange nicht die moralische Sicherheit über den Tod des Vermißten gegeben ist, immer noch Hoffnung auf Heimkehr bestehe. Wenn notwendig, betone man aber auch in kluger Weise, daß eben so lange auch der Fortbestand der Ehe feststeht. Von jemand, der zum Priester kommt, um Rat zu holen, ist anzunehmen, ob er nun religiös praktiziert oder nicht, daß er eine Auskunft erwartet, die sich auf religiöse Basis gründet. Über rein weltliche Dinge hat auch unser Herr und Meister nicht Richter sein wollen (Lk 12, 13 f.).





Es schadet natürlich nicht, neben dem religiösen Trostzuspruch auch etwas zu sagen, was das bürgerliche Leben betrifft. Das Wort des Priesters gilt nicht nur in geistlichen Belangen etwas; auch sein Urteil als das eines Mannes mit akademischer Bildung, der auf Grund seines Berufes in viele Dinge einen tieferen Einblick gewinnt als die meisten anderen Menschen, wird stets hoch geachtet. Oft lautet die Frage: „Was meinen Sie, Hochwürden, wie wird es meinem Mann ergehen, wenn er am Leben ist und sich in Kriegsgefangenschaft befindet?“ Wenn uns auch zwei Kriege gelehrt haben, wie völkerrechtliches Abkommen und die Praxis zueinander stehen können, und wenn auch viel über das Los der Kriegsgefangenen geredet wird, so kann es für die Fragestellerin schon eine Beruhigung bedeuten, wenn man ganz allgemein über die *Bestimmungen des Völkerrechts betreffs der Kriegsgefangenen* spricht. Nach der Haager Landkriegsordnung von 1899 und 1907 und dem allerdings nicht ratifizierten Genfer Abkommen vom 27. Juli 1929 lautet der zweite der das moderne Gefangenschaftsrecht beherrschenden Grundsätze, daß der Gefangene nicht der Gewalt der Person und der Abteilung untersteht, die ihn gefangen genommen hat, sondern dem Militärrecht des betreffenden Staates, in dessen Gefangenschaft er sich befindet. Er ist Staatsgefangener. Die Kriegsgefangenenlager dürfen nur in von der Kampfzone entfernten Gegenden sich befinden. Der Gefangene entbehrt der Freiheit, aber seine persönliche Rechts- und Geschäftsfähigkeit erleidet keine Minderung; sein Leben ist unantastbar. Er kann zur Arbeit herangezogen werden, die aber nicht übermäßig anstrengend sein soll, in keiner Beziehung zu Kriegshandlungen stehen und deren Einsatzort nicht in der Gefahrenzone sein darf. Repressalien gegen Kriegsgefangene und disziplinarische Strafmaßnahmen in Form von Nahrungsmittelentzug sind verboten. Wenn der Kriegsgefangene auf der Flucht wieder eingeholt wird, so dürfen nur Strafen disziplinärer Natur über ihn verhängt werden. Bei Ausbruch des Krieges soll in jedem der kriegführenden Staaten eine Auskunftsstelle für Kriegsgefangene errichtet, und nach Beendigung des Krieges soll der Heimtransport der Gefangenen möglichst bald in die Wege geleitet werden.

Auf die Frage, ob der Vermißte noch am Leben sein könne, kann geantwortet werden: Wenn die Gefangennahme in einem größeren Truppenverband erfolgte, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich der Vermißte noch am Leben befindet, größer, als wenn seit einer kleineren Einzelaktion jede Nachricht fehlt. Ebenso ist bei einem Vormarsch im Verhältnis zur Zahl der Verluste die Zahl der lebend Vermißten kleiner als bei einem Rückzug. Das sind freilich nur Schlüsse ganz allgemeiner Natur, aber auch solche Worte können einen Trost für das wunde Herz bedeuten. Wenn der Priester die Möglichkeit hat, beim Suchdienst behilflich zu sein, so wird er gern seine Hand dazu bieten. Die deutsche Dienststelle für Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht in Berlin arbeitet gegenwärtig das Aktenmaterial auf, das beim Zusammenbruch erhalten geblieben ist.

Am ehesten können sich Schwierigkeiten ergeben, wenn die Ehegattin des Vermißten eine *Wiederverhehlung* anstrebt, da in diesem Punkt zwischen der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung große Unterschiede bestehen. In den Staaten, die in ihrer





Gesetzgebung nicht an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalten, ist die Möglichkeit einer Wiederverhehlichung relativ leicht gegeben, und die Wirkung der Todeserklärung und des Abschlusses der neuen Ehe wesentlich anders als nach kirchlichem Recht. So kann nach § 4 des Verschollenheitsgesetzes („Wer als Angehöriger einer bewaffneten Macht an einem Kriege oder kriegsähnlichen Unternehmen oder an einem besonderen Einsatz teilgenommen hat, während dieser Zeit im Gefahrenggebiet vermißt oder seitdem verschollen ist, kann für tot erklärt werden, wenn seit dem Ende des Jahres, in dem der Friede geschlossen, der besondere Einsatz für beendet erklärt oder das kriegsähnliche Unternehmen ohne Friedensschluß tatsächlich beendet ist, ein Jahr verstrichen ist“) in Österreich jede Frau eines Vermißten seit 1. Jänner 1947 beim zuständigen Kreisgericht den Antrag auf *Todeserklärung* des vermißten Gatten stellen. Unter gewissen Umständen kann sie auch an das Bundesministerium für Inneres einen Antrag auf Erstattung einer Kriegssterbefallanzeige stellen. Durch Erkenntnis des Kreisgerichtes wird festgestellt, daß der vermißte Ehegatte einen bestimmten Zeitpunkt nicht mehr überlebt hat. Die Wirkung dieses Erkenntnisses ist konstitutiv und mit dem Abschluß der neuen Ehe wird die frühere Ehe aufgelöst und bleibt selbst dann aufgelöst, wenn die Todeserklärung aufgehoben wird. Deshalb, weil der für tot erklärte vermißte Ehegatte noch lebt, ist die neue Ehe nicht nichtig. Nichtig ist sie nur dann, wenn beide Ehegatten bei der Eheschließung wußten, daß der Vermißte die Todeserklärung überlebt hat. Wenn der für tot erklärte vermißte Ehegatte wieder auferscheint, so kann die Ehegattin, und nur sie, die Aufhebung der neuen Ehe begehren, außer, sie wußte bei der Eheschließung, daß der für tot erklärte Ehegatte die Todeserklärung überlebt hat. Wird auf das hin die neue Ehe aufgehoben, so kann die Ehegattin zu Lebzeiten des ersten Gatten nur mit diesem eine Ehe eingehen.

Ganz anders ist die Rechtslage auf *kirchlichem Gebiet*. Diese kurze Zeit und die einfachen, gesetzlichen Vermutungen des bürgerlichen Rechtes reichen für den kirchlichen Bereich in keiner Weise aus. Die Ehegattin eines Vermißten kann nur dann eine neue kirchliche Ehe eingehen, wenn sein Tod *moralisch sicher* ist (can. 1069, § 2, CJC.), und nur dann darf der Religionsdiener einer solchen Ehe assistieren (can. 1097, § 1, n. 1). Moralische Sicherheit, die jeden vernünftigen Zweifel ausschließt, ist notwendig, aber auch hinreichend. So sicher es ist, daß der Tod die Ehe löst, so zweifelhaft kann es sein, ob der Tod schon eingetreten ist. Die Kirche war bemüht, Normen aufzustellen und Mittel anzugeben, wie diese moralische Sicherheit zu erreichen ist, und hat die Vorschriften hiefür der jeweiligen Zeitlage angepaßt.

Das *kirchliche Verfahren* gestaltet sich folgendermaßen: Die Ehegattin stellt den Antrag auf Todeserklärung des vermißten Gatten und auf Erlaubnis zur Wiederverhehlichung. Für gewöhnlich ist das Verfahren verwaltungsrechtlicher Natur und wird durch den Ordinarius oder dessen Delegierten durchgeführt. Praktisch gesprochen heißt das, daß das Pfarramt den Antrag der Ehegattin entgegennimmt, die Beweismomente sammelt und das Aktenmaterial samt dem Antrag im Namen der Bittstellerin an das bischöfliche Ordinariat übermittelt. Es könnte aber auch ein formell gerichtliches Verfahren durch das Diözesangericht durchgeführt werden. So empfiehlt can. 1576, § 2, in schwierigen Fällen



die Einsetzung eines Kollegialgerichtes mit Beiziehung eines Ehebandsverteidigers. Ziel dieses Verfahrens ist es, moralische Sicherheit über den Eintritt des Todes des vermißten Ehegatten zu gewinnen.

Wann ist diese *moralische Sicherheit* erbracht? (Da hier nur von Vermißten die Rede ist, scheidet der Beweis durch amtliche Todesnachricht aus.) Zuerst einmal negativ ausgedrückt: Wodurch ist die moralische Sicherheit über den Tod des Vermißten nicht gegeben? Nicht gegeben ist sie 1. durch lange Abwesenheit, 2. durch Verschollenheit, 3. durch Schweigen des Vermißten. Positiv ausgedrückt: Wodurch wird sie erbracht?

1. Durch einwandfreien Zeugenbeweis durch Zeugen *ex visu* oder *de auditu*. In Würdigung der Umstände kann eventuell auch das Zeugnis eines einzigen vollkommen einwandfreien Zeugen *ex visu* ausreichend sein.

2. Wenn ein solcher Zeugenbeweis nicht geführt werden kann, dann verlangen die Instruktionen der Sakramentenkongregation vom 29. April 1915 (A. A. S. VII, 235) „*tales coniuncturae, praesumptiones, indicia et adiuncta, e quorum cumulo probabilitas maxima seu mortis certitudo exurgat*“ und vom 25. Februar 1916 (A. A. S. VIII, 151) „*. . . si talia concurrant adiuncta et circumstantiae, quae, simul collecta maximam probabilitatem seu moralem certitudinem exhibent praesumtae mortis*“. Diese Bestimmungen, im ersten Weltkrieg erlassen, haben auch heute noch unverrückbare Gültigkeit und Aktualität. Es ist also zu achten, wie das Verhältnis des Vermißten zu seiner Familie war; ob zwischen den Ehegatten ein gutes Einvernehmen bestand, wie die Liebe zu den Kindern, die Sorge für die Familie, wie der Briefwechsel gehalten war. Auch die Vermögensverhältnisse und der Charakter des Vermißten können herangezogen werden. Beachtung verdient die Tatsache, ob in den kritischen Tagen größere Gefechte mit schweren Verlusten stattgefunden haben. Eine besondere Rolle spielt der Umstand, ob es den Kriegsgefangenen möglich war, Nachricht in die Heimat zu senden, ferner, ob der Vermißte aus politischen oder anderen Gründen sich bewogen gefühlt haben mochte, unbekannt zu bleiben. Auch auf die Eigenart des See- und Luftkrieges ist Bedacht zu nehmen. Das sind nur einige Anhaltspunkte. Die Instruktionen der Sakramentenkongregation verlangen, daß alle diese Momente nach ihrem Wert und Gewicht in ihrer Gesamtheit (*e quorum cumulo . . . simul collecta*) zu würdigen sind.

Überblickt man das alles, so ergibt sich als *Resultat*: Kann die Frau eines Vermißten keine authentische Todesnachricht vorlegen oder keinen einwandfreien Zeugenbeweis führen, so ist es äußerst schwer, die moralische Sicherheit über den Tod des vermißten Ehegatten zu gewinnen, zumindestens nicht bei so kurzer Verschollenheitsfrist, wie sie das staatliche Recht annimmt.

Wird auf Grund des verwaltungsrechtlichen oder des gerichtlichen Verfahrens der Vermißte für tot erklärt und festgesetzt, daß er einen bestimmten Zeitpunkt nicht überlebt hat, so wird der Ehegattin die *Erlaubnis zur Eingehung einer neuen Ehe* erteilt. Wird diese Erlaubnis vom Apostolischen Stuhl erteilt, so ist damit nach can. 1053 auch die Dispens vom *impedimentum criminis* im Umfang von can. 1075, n. 1, gewährt. Ehegatten, die selbst *causa culpabilis* der Ungültigkeit der neuen Ehe wären, hätten



gegenüber dieser Ehe nach can. 1971, § 1, und Art. 37, § 1, der Eheprozeßinstruktion der Sakramentenkongregation vom 15. August 1936 kein Klagerecht. Can. 2356 verhängt über Bigamisten, auch wenn nur der Abschluß einer Zivilehe erfolgt, als Strafe latae sententiae die Infamie und stellt es dem Ordinarius anheim, über solche Personen auch Strafen ferendae sententiae auszusprechen.

Die *kirchliche Todeserklärung*, die den Weg zum Abschluß einer neuen Ehe öffnet, hat nur deklarative Wirkung und erwächst niemals in unanfechtbarer Rechtskraft. Can. 1989 bestimmt: Sententiae in causis matrimonialibus numquam transeunt in rem iudicatam. Denn durch Richterspruch kann göttliches Recht nicht aufgehoben werden. Tauchen unvernünftige Zweifel über den Tod des für tot erklärten Ehegatten auf, so braucht man sich darum nicht zu kümmern und die Ehegatten sind deswegen nicht zu beunruhigen. Entstehen Zweifel ernster Natur, so sind Nachforschungen anzustellen und so lange fortzusetzen, bis diese Zweifel gelöst sind. Steht fest, daß der für tot erklärte Ehegatte noch lebt, so ist infolge der Unauflöslichkeit des Ehebandes die neue Ehe ungültig, sie genießt aber, da sie bona fide geschlossen worden ist, die Rechtswirkungen einer Putativehe, und die aus ihr hervorgegangenen Kinder gelten als ehelich. Die neue Ehe ist im Verfahren nach can. 1990 und Artikel 226 ff. der Prozeßinstruktion der Sakramentenkongregation vom 15. August 1936 zu lösen und die frühere Ehe wiederherzustellen.

Es fehlt nicht an Stimmen, die die staatliche Gesetzgebung für zu lax und die kirchliche für zu streng halten. Krisenzeiten zeigen jedesmal mit aller Deutlichkeit, daß das Ideal der katholischen Ehe eine sittliche Höhe verlangt und daß es für den Unglauben zu schwer ist. Für den gläubigen Katholiken, der in der Ehe eine unauflösliche, sakramentale Verbindung sieht, bilden die kirchlichen Ehevorschriften kein Problem, sondern sie sind ihm eine Selbstverständlichkeit. Wieviel tiefgläubiger Sinn liegt doch in dem Bekenntnis: „Wir halten das, was wir uns beim Altare vor dem Priester versprochen haben.“ Daß diese Treue heroische Opfer fordern kann, weiß der gläubige Christ. Schon Augustinus sagt über diese Opferbereitschaft: Ubi amatur non laboratur, et si laboratur, ibi labor amatur.

Steyr.

Prof. Dr. August Bloderer,  
Advokat des Linzer Diözesangerichtes.

## Mitteilungen

**Eine moderne Hilfe in der pfarrlichen Seelsorge — das Pfarrblatt.** Die ersten Pfarrblätter reichen bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg zurück. Sie entstanden in den großen Pfarren der Städte. Langsam wurde das Pfarrblatt in seiner gewaltigen Bedeutung mehr und mehr erkannt und angenommen. Schließlich konnte das Seelsorgeinstitut in Wien bereits eine eigene Pfarrblattkorrespondenz mit entsprechenden Anregungen, Materialien für die Redigierung des Pfarrblattes wagen, und 1938 gab in Wien fast die Hälfte der Pfarren ein Pfarrblatt heraus.

Heute ist dem Pfarrblatt nun eine weit größere Chance gegeben als je zuvor. Die Jahre der Unterdrückung haben ja das Pfarr-





bewußtsein gestärkt und vertieft, und die Zerstörung so vieler Pfarrkirchen ruft gebieterisch nach dem Pfarrblatt.

Welche Erkenntnis liegt nun dem Pfarrblatte zugrunde? Vor allem die eine, daß durch die Herausgabe eines Pfarrblattes das *Pfarrbewußtsein* des einzelnen und der Gesamtheit eine ganz bedeutende Stärkung erfährt. Das Pfarrblatt weckt das Interesse und die Liebe zu der eigenen Pfarre und bringt regelmäßig das Eingegliedertsein in die Gemeinschaft der Pfarre zum Bewußtsein. Es ist ein wichtiges Mittel zum Aufbau der konkreten Pfarrfamilie, es hilft mit zum Erlebnis der Pfarrgemeinde. Wenn man vielleicht aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr selbst eifrigsten Katholiken jedes Gefühl der Verantwortung und Verpflichtung für die eigene Pfarre verlorengegangen ist; wenn man weiß, wie oft selbst beste Katholiken aus einer etwas unverständlichen Einstellung heraus bewußt jedem Kontakt mit ihrer eigenen Pfarre aus dem Wege gehen, um in ihren Lieblingsskirchen den Gottesdienst mitzufeiern, der Predigt zu lauschen und nicht selten auch aktiv dort mitzuarbeiten; wenn man weiß, wie größtenteils das Wesen der Pfarre, das innerste Geheimnis der Pfarre als des konkreten Corpus Christi mysticum, der konkreten Kirche, die der einzelne schätzen und lieben, für die er arbeiten soll, so gut wie noch gar nicht in das Bewußtsein des christlichen Volkes gedungen ist — dann ist es keine Frage mehr: wer in einer Pfarre von mehr als 4000 Einwohnern auf die Herausgabe eines Pfarrblattes verzichtet, begibt sich eines wichtigen Mittels zur Formung seiner Gemeinde in Christus. Dazu kommt noch ein anderer Umstand: das Pfarrblatt gibt die Möglichkeit, an alle 100 Prozent der Pfarrgemeinde heranzukommen, mit der ganzen Pfarre, mit allen ihren Familien und Einzelstehenden in regelmäßige seelsorgliche Fühlung zu kommen.

In den Städten unseres Landes werden durchschnittlich ungefähr 20 Prozent der Pfarrbevölkerung durch den Sonntagsgottesdienst erfasst. Die 80 Prozent leben ihr Leben neben und außerhalb ihrer Kirche. Nur einige wenige Male in ihrem Leben sind sie Umstände halber genötigt, mit ihrer Pfarre in Verbindung zu treten: Wenn ein Kind getauft werden soll, wenn sie zu heiraten gedenken, soferne sie sich nicht mit der Eheschließung am Standesamt begnügen, und wenn sie einen Familienangehörigen zur letzten Ruhe geleiten. Nicht einmal der fällige Kirchenbeitrag nötigt sie, mit der Kirche in persönlichen Kontakt zu treten, da der Betrag mit Erlagschein eingesandt werden kann. Und doch obliegt dem Pfarrer die heilige Pflicht, für seine ganze Pfarrgemeinde Sorge zu tragen, sich um jeden einzelnen zu kümmern. Abgesehen von dem systematischen Hausbesuch, bietet nun das Pfarrblatt den einen großen Vorteil, das Evangelium Christi der ganzen Pfarrgemeinde zu künden. Das Besondere des Pfarrblattes besteht ja darin, daß es nicht oder nicht bloß an der Kirchentür verkauft wird wie andere religiöse Blätter, sondern ähnlich den regelmäßigen Mitteilungen eines Verbandes in jedes Haus und in jede Familie der Pfarre zugestellt wird, soweit der einzelne nicht aus der Kirche ausgetreten ist oder einem anderen religiösen Bekenntnis angehört. Dies geschieht in der Weise, daß die Pfarrblätter von freiwilligen Helfern mit einem Gruß vom Pfarrer in jede Familie zugestellt werden. Das Pfarrblatt wird — und dies ist von entscheidender Bedeutung — grundsätzlich *kostenlos* abgegeben, damit sich von vorneherein niemand aus finanziellen Gründen vom Bezug ausschließen kann. So gibt es in Wien Pfar-



ren mit einer Auflage von 8000 bis 10.000 Stück. Die Erscheinungsfolge ist zumeist monatlich und der Umfang vierseitig. Erfahrungsgemäß wird es mit geringen Ausnahmen auch von fernstehenden Katholiken nicht abgewiesen. Man könnte das Pfarrblatt als einen monatlichen Rundbrief des Pfarrers ansprechen, in dem er jeweils einen kurzen Überblick über das pfarrliche Leben gibt, von der kirchlichen und außerkirchlichen Gemeindearbeit erzählt, wo er auch über die Verwaltung der Kirchengelder berichtet, wo die Taufen, Trauungen und Todesfälle vermerkt werden, wo der Pfarrer seine Gemeinde mit den besonderen Sorgen, Wünschen, Absichten und Plänen der Pfarre bekanntmacht. Auf diese Weise wird jedem Pfarrangehörigen ein lebendiger Einblick in das ganze Pfarrleben geboten und dadurch Interesse und Liebe zur Pfarre geweckt, andererseits aber auch das religiöse Wissen der Leser vertieft, was bei der krassen Unkenntnis in Glaubensdingen heute ganz dringlich ist. Die große Kunst und Schwierigkeit für den Schriftleiter des Pfarrblattes besteht darin, das Blatt so zu gestalten, daß es nicht bloß die 20 Prozent der Kirchentreuen, sondern auch die 80 Prozent der Abseitsstehenden mit Interesse lesen.

Die Erfolge für die Seelsorge sind augenscheinlich. Der Seelsorger steht mit einem Schlag wirklich mit der Gesamtheit seiner Gemeinde in Kontakt. Alle hören nunmehr seine Stimme. Der Begriff der Pfarrgemeinde wird dem Leser immer deutlicher zu einer Realität. Vorurteile und Mißtrauen werden entkräftet, eine wohlwollende Atmosphäre wird geschaffen.

Die Zeit ist heute für die Kirche aufgeschlossener, zugänglicher und bereiter, darum auch gewillter, einen seelsorglichen Brief des Pfarrers, seinem Sinn und Inhalt nach, anzunehmen und auch zur Kenntnis zu nehmen. Die Gesamtheit der Pfarrgemeinde wartet irgendwie unbewußt auf einen Kontakt mit ihren Seelsorgern. Niemand soll in dieser Zeit mit Recht oder Unrecht sagen können: „Der Pfarrer kümmert sich doch nicht um mich, er denkt nicht an mich.“ Jede neue Folge des Pfarrblattes, die er in Händen hält, liefert einen hundertprozentigen Gegenbeweis.

Daß heute das Pfarrblatt noch nicht überall dort wieder zum Leben erwacht ist, wo es schon vor der Unterdrückung durch das Dritte Reich bestand, und daß es in so vielen großen Pfarren überhaupt noch unbekannt ist, mag nicht zuletzt auch daher kommen, daß der Wunsch nach einem solchen pfarrlichen Brief von seiten der aktiven Katholiken noch nicht geäußert wurde. Wieviel innere Schwungkraft, wieviel Ansporn, Zuversicht und Wagemut gibt es dem Seelsorger, wenn er spürt, daß er mit seinen Gedanken und Ideen, Sorgen und Planungen nicht allein steht, daß auch aus Laienkreisen Gedanken ausgesprochen werden, die er vielleicht schon lange heimlich bei sich herumgetragen hat. Gerade für diese Arbeit gäbe es für den Anfang und auch noch später viele dankbare Laieninitiative: die grundlegenden Besprechungen, die Fragen der Finanzierung, die technischen Vorbereitungen, Druckereibesprechungen, Vorschläge über Aufmachung und nähere Inhaltsgestaltung, Mitarbeit in der Schriftleitung, Organisierung des Helferstabes für die Hauszustellung u. ä.

Aus den dargelegten Erwägungen ergibt sich mit aller Klarheit und Deutlichkeit, daß es seelsorgliche Tätigkeit und katholische Aktion im besten Sinne ist, wenn das begonnene Gespräch um das Pfarrblatt weitergeführt wird, wenn der Ruf nach diesem so



wertvollen und zeitgemäßen Hilfsmittel der pfarrlichen Seelsorge immer weiter ins Land tönt, bis keine größere Pfarre mehr ohne solchen regelmäßigen seelsorglichen Brief des Pfarrers an jeden einzelnen seiner vielen Pfarrangehörigen denkbar ist.

Wien.

Pfarrer Theodor Blieweis.

**Späte Erstkommunion in Frankreich?** Der französische Katholizismus ist seit Jahren teilweise unter Einsatz ganz neuer Seelsorgsmethoden mit Erfolg bemüht, den verlorenen Boden, besonders auch unter der Industriearbeiterschaft, wieder zurückzugewinnen. Mit Bewunderung blickt die katholische Welt auf diese Leistungen.

Dabei begegnen auch manche Erscheinungen auf kirchlichem Gebiet, die aus den eigenartigen Verhältnissen dieses Landes verstanden werden müssen. So faßte der französische Episkopat im Herbst 1946 in Paris den Beschluß, die feierliche Kommunion auf das 12. Lebensjahr hinaufzusetzen und die Zulassung an den Besuch eines dreijährigen Katechismusunterrichtes zu knüpfen. Diese Meldung erregte einiges Aufsehen und wurde als mit dem Erstkommuniondekret Pius' X. in Widerspruch stehend betrachtet.

Pius X. hatte durch das Dekret „*Quam singulari*“ vom 8. August 1910 mit der weitverbreiteten Praxis der späten Erstkommunion endgültig Schluß gemacht. In dem erwähnten Dekret heißt es: „*Aetas discretionis tum ad confessionem tum ad s. communionem ea est, in qua puer incipit ratiocinari, hoc est circa septimum annum, sive supra, sive etiam infra. Ex hoc tempore incipit obligatio satisfaciendi utrique praecepto confessionis et communionis*“ (Denz. 2137). Das Kommuniongesetz Pius' X. ist im wesentlichen auch in den Codex übergegangen. Can. 854, § 5, besagt: (Parochi autem est officium) „*curandi ut (pueri) usum rationis assecuti et sufficienter dispositi quamprimum hoc divino cibo reficiantur*“. Außerhalb der Todesgefahr wird zwar eine vollständigere Kenntnis der christlichen Lehre und eine genauere Vorbereitung mit Recht gefordert, aber nur jene „*qua ipsi fidei saltem mysteria necessaria necessitate medi ad salutem pro suo captu percipiant, et devote pro suae aetatis modulo ad sanctissimam Eucharistiam accedant*“ (can. 854, § 3). Die möglichst frühe Erstkommunion der Kinder ist heute ebensowenig mehr eine Streitfrage, wie die oftmalige und tägliche Kommunion der Gläubigen. Die klaren kirchlichen Weisungen wurden in den einzelnen Ländern in verschiedenem Tempo durchgeführt.

Wie läßt sich nun mit der eindeutigen kirchlichen Vorschrift, die Kinder möglichst bald nach Erlangung des Vernunftgebrauches zum Tisch des Herrn zu führen, der erwähnte Beschluß der französischen Bischöfe vereinbaren? Auf eine Anfrage gab der Kardinalerzbischof von Paris, Suhard, durch seinen Generalvikar unter dem 22. Jänner 1947 folgende Erklärung ab:

„In Frankreich, besonders in Paris, unterscheiden wir die Erstkommunion und die feierliche Kommunion. Die Erstkommunion soll um das 7. Lebensjahr empfangen werden. Unsere Pfarrer arbeiten geduldig daran, dies durchzusetzen, aber sie stoßen auf hartnäckigen Widerstand zahlreicher Eltern, welche die feierliche Kommunion mit der Erstkommunion verwechseln. Viele Halbchristen sehen in der Erstkommunion vor allem die Gelegenheit, ein rührendes Familienfest mit dem Kinde zu feiern. Nach und nach wird jedoch die echte Erstkommunion um das 7. Lebensjahr





**Sitte.** Warum halten wir nun an einer feierlichen Kommunion um das 11. oder 12. Lebensjahr fest? Weil die Eltern daran festhalten, ohne sich freilich allzu viel um den Katechismusunterricht zu kümmern. Das veranlaßt uns, einen dreijährigen, verpflichtenden Katechismusunterricht als Voraussetzung für die Zulassung zu fordern. Ein ziemlich beträchtlicher Teil der Kinder besucht nach der feierlichen Kommunion den Katechismusunterricht überhaupt nicht mehr und gerade, um diesen so verhängnisvollen Abbruch der religiösen Unterweisung hinauszuschieben, haben wir die feierliche Kommunion auf das 12. Lebensjahr hinaufgesetzt. Das Programm ist dieses: Die Kinder empfangen ihre Erstkommunion um das 7. Lebensjahr, sie besuchen regelmäßig den Katechismusunterricht bis zu ihrem 12. Lebensjahr; sie nehmen dann an einer feierlichen Kommunion teil, deren vorzügliche Bedeutung in der damit verbundenen Erneuerung der Taufgelübde liegt. Im Falle, daß die Kinder ihre Erstkommunion erst mit 12 Jahren empfangen, wird diese Hinauszögerung des eucharistischen Lebens aufgewogen durch einen ausgiebigen und darum tiefere Wurzeln schlagenden Religionsunterricht“ (Text und Übersetzung nach „Trierer Theologische Zeitschrift“, 56. Jg. des Pastor bonus, 1947, S. 242).

Tatsächlich stehen die französischen Bischöfe also voll und ganz auf dem Boden des Frühkommuniondekrets Pius' X. Die Erstkommunion um das 7. Lebensjahr ist und bleibt auch in Frankreich das zu erstrebende Ideal. Die feierliche Kommunion im 12. Lebensjahr verfolgt den Zweck, den regelmäßigen Besuch des dreijährigen Katechismusunterrichtes durchzusetzen, und zwar bei Kindern, die in ihrer großen Mehrzahl die „religionslosen“ Staatsschulen besuchen.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

#### Die „New education fellowship“ und ihr Pariser Kongreß 1946.

Nach einem Bericht von Univ.-Professor Dr. Fr. Schneider in der „Internationalen Zeitschrift für Erziehungswissenschaft“, 4. Jg., Heft 1, S. 138, wurde die erste europäische Nachkriegskonferenz vom 29. Juli bis 12. August 1946 von über 1000 Teilnehmern besucht. Es zeigte sich unter den Teilnehmern von 25 Nationen in bezug auf die grundlegenden Reformforderungen im Erziehungs- und Unterrichtswesen weitgehende Übereinstimmung. Doch sah Roger Gal, der Generalsekretär der französischen Gruppe der N. E. F., als Folge davon das weitere Feld der Tätigkeit der N. E. F., die Anpassung der Struktur der Erziehung der Völker an sie selbst und darin auch zwei Gefahren, die er als administrative und politische Gefahr bezeichnet. Die erste besteht im langsamen und vorsichtigen Vorgehen der Schulverwaltung und Schulaufsichtsbehörden und der daraus entstehenden Unfruchtbarkeit und Verflachung. Das politische Problem sieht Roger Gal im Auseinanderklaffen von Erziehung und Politik. „Wir Pädagogen mögen in unseren Zirkeln — mögen sie hunderte und tausende umfassen — so viele pädagogische Forderungen aufstellen und anschließend günstigstenfalls im Umkreis unseres Berufes — in der Schule — verwirklichen, als wir wollen, was ist damit schon viel erreicht, wenn unsere Familien weiter geschädigt, aufgelöst oder gestört werden und ihre erzieherische Kraft verlieren; wenn die Wohnungsverhältnisse vieler Familien derart sind, daß eine gute Kindererziehung nahezu unmöglich wird; wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse weiter Kreise so schlecht sind, daß selbst in Demo-





kratien die Behauptung, für die Kinder aller sozialen Schichten bestände die gleiche Möglichkeit auch höherer Bildung, zum „Mythus“ wird; wenn auf den Lehrling auf seiner Arbeits- und Ausbildungsstätte ein Geist einwirkt, der wahrer Erziehung entgegengerichtet ist; wenn der Film auch an Jugendliche ungehindert Leitbilder für ein irreführendes Streben heranträgt, die den Vorbildern, die von den Pädagogen ihnen nahegebracht werden, entgegenstehen. Wenn die N. E. F. das ganze öffentliche Leben mehr als es vielleicht bisher möglich und nötig war, unter pädagogischem Aspekt vor ihr kritisches Forum zieht, dann wird sich vielleicht auch zeigen, daß die breitere, nichtpädagogische Öffentlichkeit für ihre Kongresse Interesse bezeugt.“

So besteht die neue Aufgabe der N. E. F. darin, „in Harmonie zu bringen die individuelle Entwicklung und Erziehung des Einzelmenschen mit dem Gesamtleben und der Gestaltung des sozialen, ökonomischen und politischen Lebens dergestalt, daß es nicht mehr Gefährdung des Menschen bedeutet. Wenn die N. E. F. diese Aufgabe ohne Zögern und entschieden aufgreift, dann wird vielleicht auf den nächsten Konferenzen der N. E. F. mehr der Soziologe, der Nationalökonom, der Politiker als der Pädagoge und Pädagoge zu Worte kommen, obwohl diese aus ihren Darlegungen die Folgerungen ziehen und ihre konstruktiven Forderungen aufbauen müssen. Dann wird sich der pädagogische Pioniergeist aufs neue bewähren können, dann wird es wieder zu Parolen und Kampfrufen kommen.“

Noch auf eine weitere Aufgabe verweist Prof. Dr. Fr. Schneider. Er erinnert an die einträchtige Zusammenarbeit der verschiedenen Religionen, Konfessionen und Lebensanschauungen in der Lösung pädagogischer Probleme auf den Weltkonferenzen der N. E. F. in Dänemark 1930, in Nizza 1932. Freilich, sagt er, waren dort die Forderungen mehr formaler Art, die entsprechende inhaltliche Füllung konnte „jeder in einer seiner Welt- und Lebensanschauung entsprechenden Weise vornehmen“. Und „wenn gelegentlich bei der Motivierung einer Forderung eine bestimmte religiöse oder weltanschauliche Haltung aufleuchtet, dann konnte der Andersdenkende sie gleichsam einklammern und sie aus seinem Motivschatz ersetzen“. Nach dieser ersten bestandenen Probe aber wäre ein weiterer Schritt zu machen, und zwar der der freien Aussprache über die Art und Weise der Verwirklichung der Forderungen der N. E. F. in den einzelnen Gruppen, die Erziehung zum gegenseitigen Verständnis, zur Achtung der Konfessionen, zum weltanschaulichen Frieden, dem Frieden der Welt.

So erstehe also für die N. E. F. die große Aufgabe der Durchführung moderner pädagogischer Forderungen im Erziehungswesen, der Überbrückung der so bitter und nachteilig empfundenen Kluft zwischen pädagogischen Erkenntnissen und Politik, des Verständnisses der Konfessionen im Sinne der Erziehung zum Weltfrieden.

Linz a. d. D.

Dr. Alois Gruber.



## Literatur

## A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke.

**Dempf, Alois.** *Selbstkritik der Philosophie und vergleichende Philosophiegeschichte im Umriß.* 8° (348). Wien 1947, Thomas-Morus-Presse im Verlag Herder. Halbleinen mit Schutzumschlag S 46.80, Auslandsausgabe auf holzfreiem Papier Fr. 18.—.

**Der Sendbote des Herzens Jesu.** 78. Jahrgang. Sonderheft zur 100-Jahr-Feier des Gebetsapostolates. Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. Preis des Sonderheftes S 2.—, Abonnement 1948 S 12.— ohne Porto.

**Fischl, Dr. Johann.** *Geschichte der Philosophie.* Altertum und Mittelalter. (Christliche Philosophie in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Professor Dr. Johann Fischl, X. Bd.) 8° (400). Graz-Salzburg-Wien 1947, Verlag Anton Pustet. Pappband S 30.—.

**Grünewald, med., Dr. phil. Ed.** *Flucht in die Krankheit?* (Sammlung Medizin—Philosophie—Theologie, Heft 5.) 8° (35). Innsbruck-Wien 1947, Tyrolia-Verlag. Brosch. S 3. —.

**Knobloch, Hilde.** *Maria Theresia.* Roman ihres Lebens. 8° (408). Graz, Verlag Anton Pustet. Gbd. S 27.—.

**Koch, P. Jacob, SVD.** *Weggeleit durchs Erdenleben Gott entgegen.* 8° (420). Mödling bei Wien 1947, Missionsdruckerei Sankt Gabriel. Hlwd. geb. S 16.80.

**Lux, Josef August.** *Land tragischen Glückes.* 8° (103). Linz 1947, Oberösterreichischer Landesverlag. Geb. S 12.—.

**Rahner, Hugo, S. J.** *Ignatius von Loyola und das geschichtliche Werden seiner Frömmigkeit.* 8° (127). Graz-Salzburg-Wien 1947, Verlag Anton Pustet. Frz. brosch. S 13.50.

**Rasi (Ricardo Arconada, S. J.).** *Novum Psalterium magnum ecclesiae donum (Qualitates et desiderata).* 8° (50). Shanghai 1947.

**Reutterer, Rudolf.** *Der heilige Hippolytus.* 8° (131). Klagenfurt 1947, Verlag S. Jörgl & Co. Geb. S 13.50, Halbleinen S 16.—, Ganzleinen S 28.—.

**Schedl, Claus.** *Die Sehnsucht der ewigen Hügel.* Christus im Alten Testament. 8° (306). Graz 1947, Verlag Anton Pustet. Brosch. S 24.—.

**Schildknappen.** Christkönigsheft für Ministranten. Kl.-Querformat (8). Wien 1947, Stephanus-Verlag, Josef Aumann (62/VII, Zoller-gasse 34). S —.60.

**Svoboda, Robert, O. S. C.** *Lasset uns beten! Texte und Vorschläge zum Gemeinschaftsgebet in schwerer Zeit.* 8° (117). Münster 1946, Regensbergische Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 2.80.

**Uhl, Leopold.** *Bräutlehre.* 2. Aufl. 8° (32). Wien, Verlag Herder S 4.—.

**Umberg, J. B., S. J.** *Zum Kampf geweiht.* Vom Sinn der Firmung. Zweite, umgearbeitete Auflage. Kl. 8° (103). Innsbruck 1947 Verlag Felizian Rauch. Brosch. S 4.50.



## B) Buchbesprechungen

**Menschen ohne Geschichte.** Eine Forschungsreise zu den „Wild“-Völkern der Philippinen und Malayas 1938/39. Von *Paul Schebesta*. Mit 57 Originalbildern des Verfassers, einer Landkarte und zwölf Strichzeichnungen. 8° (231). Mödling 1947, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Halbleinwand gbd. S 23.70.

P. Schebestas Reisebücher bedürfen keiner neuen Empfehlung. Wer seine bisherigen fünf Reisebeschreibungen kennt, greift sofort zur sechsten und findet seine Erwartungen voll gerechtfertigt. Wieder erzählt uns der bekannte Pygmäenforscher seine Erlebnisse unter den „wildem“ Berg- und Urwaldmenschen auf den Philippinen und Malaya. Je weiter wir lesen, um so anschaulicher treten diese primitiven Menschen vor unser geistiges Auge, lernen wir ihre liebenswürdigen und ihre weniger schönen Eigenschaften kennen, verstehen besonders, welch verdienstvolles und notwendiges Werk es ist, sie zu Christen zu machen und im christlichen Leben zu stärken, wünschen den wagemutigen und opferbereiten Glaubensboten auch auf diesem Sektor des Missionsgebietes Erfolge zur Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen, aber auch zur Verbreitung wahrer Kultur und Zivilisation. Das Buch bietet viel Belehrung und Anregung. Die Lektüre ist infolge der spannenden Darstellung zum Genuß gemacht.

Linz a. d. D.

*Dr. Ferdinand Spiesberger.*

**Gestalt und Gehalt der wahren Gesellschaft.** Von *Rudolf Hausleithner*. 8° (132). Linz 1947, Oberösterreichischer Landesverlag Kart. S 6.—.

Daß das vorliegende Buch die wärmste Empfehlung verdient, wurde bereits von Wesenauer im Salzburger „Klerus-Blatt“ (80. Jg., 1947, S. 162) erwiesen. Dieser meint mit Recht, daß es „die Grundlage für unsere ganze soziale Schulung“ werden soll. Es ist eine befreiende Tat zunächst gegenüber einzelnen Neuerscheinungen der katholischen sozialen Literatur, die den Anschein erwecken, als schwanke der Boden, auf dem die Vertreter der überlieferten katholischen sozialen Anschauungen bisher auf die Erneuerung unserer Gesellschaft und Wirtschaft im christlichen Geiste hinarbeiteten; daher müsse man umlernen und zu diesem Zweck bei unseren bisherigen Gegnern in die Schule gehen. Aber ein wirkliches Umlernen kann doch nur Irrtümern und Irrgängen gegenüber am Platze sein. Der gerade Weg führt von Wahrheit zu Wahrheit.

Hausleithners Buch geht diesen letzteren Weg. Der sichere Ausgangs- und feste Stützpunkt ist ihm der von Gott geschaffene Mensch in seiner ganzen Persönlichkeit. Hier ist der Punkt, an dem sich die Geister scheiden. Es war sicher nicht von ungefähr, wenn eine gegnerische Schweizer Zeitschrift vermeinte, das Buch „Soziale Gerechtigkeit“ mit dem bloßen Hinweis abtun zu können, daß es am Schöpfungsglauben festhalte. Mögen die einzelnen Fragen der Gesellschafts- und Wirtschaftslehre, nach außen hin betrachtet, dem Glauben noch so ferne liegen, im tiefsten Grund hängt ihre richtige Lösung doch irgendwie damit zusammen. Denn die erste und wichtigste Frage bleibt immer: Was ist der Mensch?

Daß der Verfasser diese Frage zum Ausgang seiner Erörterung machte, sichert ihm überdies einen Vorteil, der für ein „Lehr-





buch“ der sozialen Frage nicht zu unterschätzen ist. Es erspart ihm die früher nicht selten angewandte Dreiteilung eines Buches in Liberalismus, Sozialismus und Christentum. Dieses Verfahren hatte große Nachteile. Unser Blick blieb dabei allzusehr auf die Gegner gebannt, und es hatte den Anschein, als sei unsere Aufgabe nur, ihre Anwürfe und Irrtümer zu widerlegen, während es doch unsere Hauptaufgabe ist, die christliche Auffassung aus ihren innersten Wurzeln heraus zu entwickeln und immer weiter auszubauen.

Das ist die zweite befreiende Tat, daß der Verfasser nicht bloß dem Schwanken neuerer Kreise ein Ende macht, indem er auf den kräftigen Halt hinweist, den wir in unserer überlieferten katholischen Soziallehre besitzen, in dem von der Kirche unwandelbar festgehaltenen Naturrecht, sondern bezüglich ihres weiteren Ausbaues auch dem Zaudern anderer Kreise, indem er sie auf den naturrechtlich begründeten und von den Päpsten der Gegenwart so sehr empfohlenen Weg hinweist, auf dem wir diese weiterhin ausbauen und instand setzen können, die bestehenden und ständig wachsenden sozialen Schwierigkeiten der Zeit zu bewältigen und zu überwinden.

Wer die bisherigen Leistungen und Arbeiten des Verfassers im Dienste der Lösung der sozialen Frage der Gegenwart kennt, dem braucht man nicht erst zu versichern, wie trefflich er es versteht, diese Wahrheiten auch dem einfachen Volke nicht bloß begreiflich, sondern geradezu anschaulich zu machen und die entgegenstehenden Irrtümer in aller Schärfe und Klarheit zu kennzeichnen.

Der reiche Inhalt des Buches mag mit des Verfassers eigenen Worten wiedergegeben werden: 1. Das geschichtliche Werden unserer heutigen sozialen Lage. — 2. Gesellschaft und Gesellschaftsordnung. — 3. Die Persönlichkeit als Grundelement alles Sozialen. — 4. Die Familie in soziologischer Schau. — 5. Die Berufsstände als Glieder des Gesellschaftskörpers. — 6. Der Staat in der Gesellschaft. — 7. Eigentum und Persönlichkeit — Kapital und Gesellschaft. — 8. Lohngerechtigkeit und Gemeinschaftsgerechtigkeit. — 9. Die Heimkehr der Arbeiterschaft. — Anhang: Eine Charta der Menschenrechte.

St. Pölten.

Dr. Alois Schrattenholzer.

**Natternbach 1147—1947.** Eine Geschichte der Heimat von *Doktor Johann Obernhumer*. Mit acht Bildern und einer Karte. Gr. 8<sup>o</sup> (92). Linz, Oberösterreichischer Landesverlag. Kart. S 6.—.

Die vorliegende Schrift bereichert die oberösterreichische Heimatliteratur um eine wertvolle Neuerscheinung. Sie ist sehr gründlich und vor allem quellenmäßig gearbeitet. Außer den Schätzen des Oberösterreichischen Landesarchivs sind das Ordinariatsarchiv Linz, die Stiftsarchive Wilhering und St. Florian, das Schloßarchiv Aistersheim, die Pfarrarchive Natternbach und Neukirchen am Wald und das Bayrische Hauptstaatsarchiv München herangezogen. Die angenehme Darstellung, vorzügliche Lichtbilder und eine sehr brauchbare Karte (Entwurf Preisch, Zeichnung Kuich) erleichtern die Lektüre.

In neun Kapiteln (Anfänge, Grundherrschaften, Religion und Kirche, Gemeinden und Schulen, Im Wellenschlag der Zeit, Menschen und Werke, Söhne der Heimat, Aus alten Urbaren, Ortschaften und Häuser) entwirft der Verfasser mit Sachkenntnis und



Liebe das Bild seiner Heimat. Man bedauert, daß infolge der Zeitverhältnisse nur ein Drittel des ursprünglichen Manuskriptes, das übrigens mit knapper Not der Zerstörung des Krieges entrann, gedruckt werden konnte. Doch hat der Verfasser auch mit dieser Kurzausgabe seiner Heimat und sich ein schönes Denkmal gesetzt. Möge seine Arbeit die erste einer langen Reihe österreichischer Heimatbücher nach den Verwüstungen der letzten Jahre sein! Körper und Geist lechzen nach den Urkräften der Scholle. Druck und Ausstattung überraschen und zeigen den Oberösterreichischen Landesverlag auf einer bemerkenswerten Höhe der Leistungsfähigkeit.

Linz a. d. D.

Dr. Karl Eder.

## C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des  
Seelsorgeamtes Linz

**Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade.** Von J. Matthias Scheeben. In mehrere Kleinschriftbändchen aufgeteilt (bis jetzt zwei Bändchen erschienen). Wels, Verlag Franz Reisinger. Jedes Bändchen S 1.10.

Man ist erstaunt, den Namen Scheeben unter den Kleinschriftchen zu finden. Scheeben, der mit erstaunlicher spekulativer Kraft die Neuscholastik in deutschen Landen zu ungeahnter mystischer Tiefe führte, — in Kleinschriftform, wo doch die Kleinschrift ihrem Wesen nach Schwung, Schlagkraft, Aktualität und Popularität bedeutet? Darum erscheint es als Wagnis, Scheeben in Kleinschriftform zu bringen. Denn es ist ein alter Irrtum, die Kleinschrift sei ein Buch in Kleinformat. Und doch kann man den Versuch nicht tadeln, Scheebens „Herrlichkeiten der göttlichen Gnade“ in Kleinschriftbändchen dem Volke von heute nahezubringen. Scheeben selbst hat dieses Werk nicht allein für den Theologen und Seelsorger geschrieben, sondern wollte damit „die großen Wahrheiten des Glaubens dem religiösen Laien zugänglich machen“ und bemühte sich, „die Darstellung soviel als möglich populär zu halten“. Darum mag dieser Versuch gerechtfertigt sein. Eine zügige Ausstattung der Bändchen wäre aber der Intention Scheebens sicher besser gerecht geworden.

**Das Vater unser im Spiegel des Lebens.** Von Paul Urban. Schriftenreihe des „Linzener Kirchenblattes“/1. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.—.

Das Vater unser ist das Gebet der Christenheit. Kinder und Greise, Ungebildete und Hochgebildete, Sünder und Heilige, — alle legen ihre eigene Welt in die sieben Vaterunserbitten. Jeder wird dieses Gebet umso sinnvoller beten, je umfassender er seine Welt mit ihm zu verknüpfen weiß.

Dieses Büchlein durchleuchtet die Welt des einfachen Volkes. Eine Fülle von schlichten Beispielen regt den Leser an, das unvergängliche Gebet des Herrn mit größerem Verständnis zu beten und das Leben aus dem Geiste des Vater unser zu gestalten.

**Herbergsuche, Sinn und Gestaltung.** Herausgegeben vom Bischöflichen Seelsorgeamt Linz. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S —.80.



Der kurze Bibelbericht von der Herbergsuche des heiligen Paares in Bethlehem hat das gläubige Volk unserer Heimat von alters her tief ergriffen. In Dichtung, Lied und Brauchtum hat es an diesen schweren Stunden liebevoll Anteil genommen. Seit Jahrhunderten wird in vielen Gegenden in der Adventzeit ein Bild des heiligen Paares feierlich von Haus zu Haus getragen, in einer schlichten Hausandacht verehrt, und so der heiligen Familie für eine Nacht symbolisch Herberge geschenkt. Das vorliegende Büchlein nimmt sich dieses schönen Brauches der „Herbergsuche“ an, es deutet seinen Sinn und bringt Vorschläge und Texte für seine Ausgestaltung. Gerade unserer heutigen Zeit hat dieser besinnliche Volksbrauch viel zu geben, denn mehr denn je braucht unser Volk Besinnung und Erhebung, und groß wie noch nie ist die Zahl der Hilfesuchenden und Obdachlosen.

**Die Hausfrau im Reiche Gottes.** Von *Eva Firkel*. Wien 1947, herausgegeben vom Erzbischöflichen Seelsorgeamt. S —.60.

Der Anteil der Frau und Mutter am Aufbau des Reiches Gottes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn von der Familie hängt es ab, mit welchen Grundsätzen die neue Generation ins Leben tritt. An dieser Tatsache gemessen, ist dieser Kleinschrift große Bedeutung zuzuschreiben, da sie das rechte Sein und Wirken der Hausfrau in den rechten Platz vor Gott einorientiert. Das Bild der Frau, das uns Gott selber in der Heiligen Schrift gezeichnet hat, wird Zug um Zug der Frau von heute nahegebracht und in ihr konkretes Leben hinein weitergeführt. So enthält dieses Büchlein eine kurze und doch umfassende Besinnung. Die Schrift würde aber sicherlich noch besser wirken, wenn die Vielfalt der Gedanken und Anregungen in übersichtlicher Gliederung gebracht würde, und gut betitelte Absätze der vielbeschäftigten Hausfrau das Lesen und Behalten erleichterten.

**Keusche Ehe.** Ergänzung der pfarrlichen Brautunterweisung. Von *Pfarrer J. Aschenberger*. Linz 1947, Katholische Schriftenmission. S —.80.

**Erlöste Ehe.** Ein Merkblatt für bedrängte Eheleute. Von *Dr. Josef Helfrich*. Linz 1947, Katholische Schriftenmission. S —.80.

Die erste Schrift bringt eine offene Darstellung alles Jenseits, was in der Ehe recht und unrecht ist. Sie wird besonders braven und unerfahrenen Brautleuten von größtem Nutzen sein. Die zweite Schrift gibt genauen Aufschluß über die Einschränkung des ehelichen Verkehrs auf die unfruchtbaren Tage der Frau. In der heutigen Notzeit wird der Seelsorger oft in die Lage kommen, durch kluges Anraten dieses Weges Ehemißbrauch und Gewissensnot zu verhindern.

Diese Kleinschriften sind wegen des konkreten Inhaltes nur für den Seelsorger, bzw. zur persönlichen Weitergabe an die entsprechenden Braut- oder Eheleute bestimmt und sollen (wie ein Vermerk auf dem Umschlag der Heftchen besagt) auch wieder an den Seelsorger zurückgegeben werden. Sie werden darum nicht im Buchhandel und auf dem Schriftenstand verbreitet, sondern vom Verlag nur an Pfarrämter und Seelsorger ausgeliefert. Der seelsorgliche Wert dieser beiden Kleinschriften sowie ihr Verbreitungsmodus ist ohne Zweifel gut, wenn auch festgestellt werden muß, daß bei „Keusche Ehe“ für einige Ausdrücke eine unmißver-





ständlichere Formulierung möglich wäre und daß bei „Erlöste Ehe“ die unbedingte Sicherheit der Methode Knaus-Ogino vielleicht nicht so strikte hätte dargestellt werden dürfen.

**Unter Nachbarn und Verwandten.** *Pfarrer Singers Volksbrief* 8. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.—.

Der vergriffene Volksbrief „Gute Nachbarschaft“ wurde neu bearbeitet und mit einem Abschnitt über die Eintracht in der Verwandtschaft bereichert. Für keine andere Volksschicht hat unsere Seelsorge so treffliche, aus dem Leben gegriffene und ins tägliche Leben hineinwirkende Kleinschriften zur Verfügung, wie sie Pfarrer Singer für unser Landvolk geschrieben hat. Mit sicherem Griff spürt er jede Stelle auf, wo den Bauern der Schuh drückt; für jede aufgespürte Schwäche hält er ein Kraftmittel bereit. Mit plastischer Anschaulichkeit deckt er in diesem Büchlein die Quellen ländlicher Zwietracht auf, zeigt die Schändlichkeit von Feindschaft und Unverträglichkeit und mahnt zu Eintracht und Frieden unter Nachbarn und Verwandten.

**Erlebtes und Erlauschtes bei der Dreschmaschine.** *Pfarrer Singers Volksbrief* 18. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S —.60.

Wo immer die hier dargestellten Sitten und Gebräuche bei der Dreschmaschine lebendig sind, wird dieser neue Volksbrief begeisterte Aufnahme finden und viel Gutes stiften. Allerdings ist vieles von dem, was Pfarrer Singer an der Dreschmaschine erlebt und erlauscht hat, mehr oder weniger ortsgebunden, und in vielen Gegenden wird manche der dargestellten Einzelheiten unbekannt sein. Aber selbst dort, wo sich an die Dreschmaschine weniger Sitten und Unsitten knüpfen, wird dieser Volksbrief seinen Eindruck und seine Wirkung nicht verfehlen. Denn die große Idee, die diesem Büchlein zugrundeliegt, ist für jeden bauerlichen Leser bedeutungsvoll: Die Zusammenarbeit auf dem Lande verlangt Gemeinschaftsgeist, Nächstenliebe, Gewissenhaftigkeit, Anstand und Säuberkeit. Diese grundlegenden Forderungen bauerlicher Sozialethik werden hier am Beispiel der Dreschmaschine in handgreiflicher Form dem Landvolk eingeprägt.

**Almenrausch.** Freudenwege für unsere liebe Jugend. Von Dechant Joh. Hiebl. Höchst, Vorarlberg, Seeverlag, H. Schneider. S 1.80.

Ein guter, alter, unbeschwerter und zur gegebenen Zeit auch ernster Geist weht dem jungen Leser aus diesem Büchlein entgegen. Viele Gedichte und Beispiele suchen das junge Herz für die Aufnahme erziehlicher und seelsorglicher Belehrungen aufzuschließen, bilderreiche und persönliche Sprache hält das Interesse wach. Zweifellos ist ein Großteil unserer Landjugend für diese Art der Darstellung dankbar; viele aber begeistern und bilden sich der Psychologie der heutigen Jugend gemäß, nachhaltiger an ernster Geschlossenheit und nüchterner Kraft.

**Eigentümer und Herausgeber:** Die Professoren der Philotheol. Diözesanlehranstalt in Linz. — **Verantwortlicher Redakteur:** Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — **Verlag und Druck:** O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — **Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Oktober 1945 des I. S. B.** | Papierzuweisung: 403/48/1/139 (Textpapier).



